

Roberto Bardéz

Rendez-vous mit einem Mörder

Kriminalroman

Für Chrisa, meine beste Freundin und meine große Liebe.

Das Wetter spielte wie üblich verrückt. Dem milden Winter war ein sommerlich heißer Frühling gefolgt, Hamburg hatte unter einer Hitzewelle gestöhnt, und jetzt, als laut Kalender der Sommer kommen sollte, war es lausig kalt und goss in Strömen.

»Arbeitgeberwetter,« hatte Paul missmutig gebrummt, »von Montag bis Freitag scheint die Sonne und kaum ist Wochenende, dreht Petrus den Wasserhahn auf.«

»Das kommt alles nur von der Klimakatastrophe,« hatte Susi gekontert, »wir produzieren alle viel zu viel CO-Dingsbums.«

Ilonka hatte nichts gesagt und nur Paul interessiert angesehen, was diesen dazu brachte, noch missmutiger dreinzuschauen.

Peter hatte sich nur gefragt, was er nun mit all dem marinierten Fleisch und den vielen Salaten anfangen sollte und warum er eigentlich einen halben Tag in seiner winzigen Küche gestanden hatte, um alles vorzubereiten, immer darauf hoffend, die Sonne möge sich doch noch rechtzeitig zeigen. Als sich der Regen einmal mehr zu einem Wolkenbruch gesteigert hatte, war klar gewesen, der gemütliche Grillabend war buchstäblich ins Wasser gefallen.



»Alles klar, Herr Kommissar?«

Georgia, die Bedienung im Artos, der Stammtaverne von Peter und Paul, lachte, als sie den vier Regengeschädigten die Speisekarten reichte. Peter hob abwehrend die Hand.

»Das Übliche?«

»Das Übliche.«

»Und der Rest?«

»Hat Hunger,« brummte Paul.

»Was habt ihr denn zu feiern?« fragte Georgia neugierig. »Ist euch wieder ein dicker Fisch ins Netz gegangen?«

Paul machte eine wegwerfende Handbewegung. »Drei Mörder überführt, vier Terroristen dingfest gemacht, fünf Einbrecher gefasst und sechs Überfälle vereitelt. Das Übliche.«

»Also mal wieder die Welt gerettet.«

»Genau.«

Georgia nahm die Bestellung der Getränke entgegen und rauschte griechisch temperamentvoll davon.

»Besprechen Sie Ihre Fälle immer mit Bedienungen in griechischen Tavernen?« fragte Ilonka. Die attraktive Mittvierzigerin war seit einem halben Jahr als Sekretärin auf der Dienststelle und manchmal hatte man den Eindruck, der alte Überwachungsstaat der DDR wäre für sie noch immer Realität.

»Mit Georgia bespreche ich nur die leichten Fälle,« antwortete Paul trocken. »Für die richtig schweren Fälle, wie Raub eines Kinder-Lollies oder Parken im Halteverbot mit einem Einkaufswagen mit gefälschten Nummernschildern konsultiere ich Chin Chang im Shanghai. Der ist auch mein Kontaktmann zu den chinesischen Triaden.« Ilonka wirkte leicht indigniert.

Susi lachte laut. »Georgia weiß eben, dass die Beiden Superbullen sind.« Sie warf einen schmach tenden Blick zu Peter. Der wünschte sich, nun doch eine Speisekarte in Händen zu halten.

Pauls Frau Christiane war vor zwei Jahren bei einem Badeunfall ums Leben gekommen, Peters Frau Marianne hatte vor zwei Jahren einen anderen Mann kennengelernt, seitdem waren Paul und er umschwärmte Junggesellen - oder, wie Paul es ausdrückte: Die Frauen hielten sie für Freiwild. Gelegentlich wurde einer von ihnen für kurze Zeit schwach, doch Paul trauerte um seine Christiane, mit der er 30 Jahre verheiratet gewesen war, und Peter hatte von Frauen die Nase voll: Bei ihm hatte sich das verfluchte siebte Jahr als Stolperstein erwiesen.

»Aah,« ließ sich Susi nun mit einem tiefen Seufzer vernehmen, »das klingt alles sehr lecker. Aber für jedes Gericht hier muss ich mindestens zwei Stunden arbeiten.«

Peter und Paul sahen sich schuld bewusst an – sie hatten noch gar nicht darüber gesprochen, wer die Rechnung begleichen sollte. Peter hatte viel Geld für das Grillgut ausgegeben, das nun vergammelte und Paul war, obwohl er als Hauptkommissar recht gut verdiente, permanent blank.

Ausgerechnet Ilonka entschärfte die Situation. »Nuuu,« sagte sie in ihrem breiten Dresdner Dialekt, »dann musste Dir ehmd zwee Stunden länger im Dienst schminken.«

Susi verzog keine Miene. Dafür klingelte Pauls Handy. Paul sagte Hallo, hörte kurz zu, stand auf, ging durch den Gastraum ins Hinterzimmer - und stieß kurz darauf einen derart lauten Fluch aus, dass alle Gäste neugierig die Köpfe zu ihm umdrehten. Mit hochrotem Kopf kam er wenig später zurück.

»Schlechte Nachrichten?« fragte Ilonka.

»Nein,« antwortete Paul, »gute Nachrichten. Zumindest für euch. Das Essen geht heute auf die Dienststelle. Nur haben Peter und ich nichts davon - wir müssen weg.«

»Ihr seid außer Dienst!« protestierte Susi.

»Jetzt nicht mehr. Kollege Meyer, die faule Sau, hat eine Leiche gefunden, will aber Montag früh in Urlaub. Und hat beim Chef durchgesetzt, dass wir die Ermittlungen übernehmen sollen. Sofort.«

Als Georgia die Getränke brachte, saßen nur noch Susi und Ilonka am Tisch. Peter und Paul wären überrascht gewesen, wie wenig Herzeleid sie hinterlassen hatten - die Köpfe tief über die Speisekarte gebeugt, diskutierte Susi eifrig mit Ilonka über die Vor- und Nachteile der teuersten Gerichte. Nachdem Georgia darüber informiert worden war, dass das Essen auf Staatskosten gehen würde, geizte sie nicht mit Vorschlägen zu einem griechisch-lukullischen Mahl mit auserlesenen Weinen...



Das Artos befand sich in Wandsbek, die Leiche war in Osdorf gefunden worden. Peter und Paul hatten eine knappe Stunde Fahrt quer durch die Stadt vor sich. Da Paul nur die Adresse wusste, verlief die Fahrt zunächst schweigend.

»Warum hast Du die Beiden eigentlich zu Deinem Grillabend eingeladen?« fragte Paul nach einer Weile.

»Ich?!? Der Vorschlag kam doch von Dir!«

»Von mir?«

»Susi hat mir gesagt, Du wolltest Ilonka mal privat treffen und deshalb solle ich einen Grillabend organisieren.«

»Dieses Luder. Mir hat Ilonka gesteckt, Du hättest ein Auge auf Susi geworfen, deshalb der Grillabend – und Ilonka und ich sollten als Aufpasser dabeisein.«

»Susi und ich? Du hast sie ja nicht alle.«

»Mein lieber Freund,« sagte Paul, »ich glaube wir sollten unsere Einsätze in Zukunft besser miteinander absprechen.«

Beide lachten.

Paul fuhr an der Binnenalster vorbei durch St. Pauli. Die Reeperbahn war hell erleuchtet, aber menschenleer.

»Manchmal denke ich,« sinnierte Paul, während er durch den strömenden Regen auf die Straße sah, »Polizist zu sein ist der schlimmste Job auf der Welt.« Er deutete auf ein Freudenmädchen, das sich in aufreizender Bekleidung in einen Hausflur drängte. »Aber wer hier arbeitet, ist noch schlechter dran.«

»Ich hätte nichts gegen eine spannende Ermittlungen im Rotlichtmilieu,« sagte Peter. »Ich bin seit sieben Jahren in Hamburg, aber noch ist kein Freudenmädchen über mich hergefallen.«

Sie verließen St. Pauli und fuhren am Ufer der Elbe entlang – Paul schien es nicht wirklich eilig zu haben, zum Tatort zu kommen. Eine solide, streckenweise sogar die nobelste Wohngegend Hamburgs - heile Welt in friedlicher Nachbarschaft zu Sodom und Gomorrah.

Als Paul wenig später den Wagen im Lesebergweg abstellte, hatte es aufgehört zu regnen. Durch ein winziges Loch in der Wolkendecke fielen sogar ein paar Sonnenstrahlen auf die Erde.

»Das richtige Wetter zum Grillen,« meinte Paul.

»Du kannst mich mal...«

Sie befanden sich in einer für Hamburg typischen Wohngegend. Alter Villenbestand, der den Zweiten Weltkrieg überstanden hatte und seitdem von den Besitzern liebevoll gepflegt wurde. Doch weil die Grundstückspreise in diesem Teil Hamburgs in astronomische Höhen kletterten, wurden die ehemals großzügig bemessenen Grundstück in winzige Parzellen geteilt und zwischen den alten Villen sprossen nun Neubauten wie Pilze aus dem Boden.

Südlich der Osdorfer Landstraße, die wie eine Schneise von Ost nach West verlief, war heile Welt angesagt, hier lebten einige der wirklich Betuchten Hamburgs. Nördlich dieser Verbindung war die Bevölkerung gemischt, und der Lesebergweg repräsentierte das andere Ende der sozialen Skala. Die Polizei war sowohl südlich als auch nördlich gut vertreten: Südlich mussten die Einwohner vor Kriminellen geschützt werden, Entführungsversuche waren hier nicht selten, nördlich mussten die Einwohner vor sich selbst geschützt werden.

Die Leiche war in einem Hochhaus mit eher zweifelhaftem Ruf gefunden worden. Sie brauchten das Haus nicht erst suchen - zwei Polizeiautos und ein Krankenwagen wiesen den Weg.

»Hallo Onkel,« rief ihnen ein etwa dreijähriges Mädchen entgegen, das vor dem Haus im Garten spielte, doch noch bevor Peter oder Paul etwas erwidern konnten, kam die Mutter des Mädchens wie eine Furie aus dem Haus geschossen, schimpfte mit dem

Mädchen, dass es keine fremden Männer ansprechen solle, und zog die schreiende Kleine mit sich ins Haus.

»Unsere Anziehungskraft auf das weibliche Geschlecht lässt zu wünschen übrig,« stellte Peter fest.

Paul schüttelte den Kopf. »Wenn Dich ein nettes junges Mädchen als Onkel bezeichnet, dann weißt Du, dass Du alt geworden bist.«

Die Leiche war im siebten Stock gefunden worden, sie fuhr mit dem Lift nach oben. »Renate Neumann« stand an der Tür.

»Eine Frau?« fragte Peter.

Paul zuckte die Schultern. »Kollege Meyer hat mir nur die Adresse durchgeben.«

Sie betraten die Wohnung durch die offenstehende Tür. Die Spurensicherung war schon aktiv, überall standen Schilder mit Nummern darauf, an einigen Stellen waren Fingerabdrücke genommen worden, und Stimmen aus der Wohnung zeigten, dass noch immer gearbeitet wurde.

Kommissar Meyer baute sich in voller Größe vor ihnen auf, stemmte die Hände in die Hüften und sagte: »Ah, Pat und Patachon sind auch schon da. Ihr beiden Komiker habt euch ganz schön Zeit gelassen.«

Peter wollte protestieren, auf den starken Verkehr und das schlechte Wetter hinweisen, doch Paul sagte mit eisiger Stimme: »Ein Lagebericht genügt vollkommen, Kollege Meyer. Wenn Du sowas vor Deinem Urlaub noch zustande bringst.«

Meyer warf den Beiden einen bösen Blick zu, drehte sich um, Peter und Paul folgten. Mit seinen mittlerweile 58 Jahren genoss Paul großen Respekt in der Abteilung, es ging das Gerücht, er hätte inzwischen Dienststellenleiter sein können, wenn ihn nicht der Tod seiner Frau so sehr getroffen hätte. Peter galt mit seinen 35 Jahren als Neuling. Die Ausbildung hatte er mit Auszeichnung bestanden, doch Pauls Praxiserfahrung ließ sich durch keinen Kurs ersetzen. Die scherzhafte Bezeichnung Pat und Patachon war auf ihr Aussehen gemünzt: Paul war groß und hager, Peter eher untersetzt, doch wer ihn als träges Dickerchen einschätzte, konnte ihn schnell als durchtrainierte Kampfmaschine erleben.

Meyer, altersmäßig zwischen den Beiden, und sonst so karrieregeil, dass er nie einen vielversprechenden Fall abgegeben hätte, ging durch den Flur in das Schlafzimmer.

Peter fiel sofort auf, dass er selten zuvor ein so unpersönlich eingerichtetes Schlafzimmer gesehen hatte: ein riesiges französisches Bett, auf der einen Seite ein verspiegelter Wandschrank, die anderen Wände mit Accessoires bedeckt - moderne Drucke, abstrakte Darstellungen von Frauen und Männern, verspielte Lampen, durchaus geschmackvoll ausgesucht und angebracht. Ein Schlafzimmer wie aus Schöner Wohnen - ohne jede persönliche Note der Bewohnerin.

Die lag, als würde sie friedlich schlafen, mit einem rosaroten Negligé bedeckt auf dem Bett. Eine schöne Frau, dachte Peter, lange, dunkle Haare, ein herbes, kantiges Gesicht mit fast schon maskulinen Zügen, gleichzeitig aber einer sehr starken erotischen Ausstrahlung.

»Renate Neumann, 33 Jahre alt, nicht verheiratet, keine Kinder. Gelernte Bankkauffrau, doch seit 10 Jahren ohne feste Arbeit, nicht arbeitslos gemeldet, keine Sozialhilfe. Lebte hier in völliger Anonymität. Kein Nachbar weiß etwas über sie.«

»Wie wurde sie getötet?« fragte Peter.

»Das wissen wir noch nicht. Der Arzt gibt den vermutlichen Todeszeitpunkt mit zwei Uhr heute Mittag an, plus minus einer Stunde. Genaueres wird erst die Obduktion ergeben. An ihrem Körper sind keine frischen Verletzungen zu sehen, kein Einstich, keine Schusswunde, keine Würgemale, nichts. Sieht aus, als wäre sie an einem Herz-Kreislauf-Versagen gestorben.«

»Kollege Meyer, falls Dir das entfallen sein sollte - wir sind von der Mordkommission.«

Meyer gab sich betont dienstlich, ging wortlos zu der Toten und hob ihr Negligé in die Höhe. Bauch und Oberschenkel waren mit kleinen, runden Narben bedeckt, die meisten älter, einige aber von frischem Wundschorf bedeckt.

»Brandwunden,« erklärte Meyer. »Wir haben in der ganzen Wohnung weder eine Zigarette noch einen Aschenbecher gefunden, doch es sieht aus, es wäre sie regelmäßig als menschlicher Aschenbecher benutzt worden.«

»Und deshalb schließt Du auf Mord?« Paul schüttelte missbilligend den Kopf.

»Nicht deshalb.«

Meyer verließ das Schlafzimmer und kam mit einer Plastiktüte zurück, in der sich eine zweite Tüte befand, die mit einem weißen Pulver gefüllt war.

»Kokain, beste Qualität, Marktwert rund 1000 €. Darauf Fingerabdrücke, die sich nach einer ersten flüchtigen Überprüfung mit den Abdrücken hier am Türrahmen decken.« Er deutete auf den Rahmen der Schlafzimmertür, auf dem ein großer mit Graphit bedeckter Fleck zu sehen war.

»Ich denke doch, das sind genügend Anhaltspunkte, dass ihr Beide euch näher mit dem Fall befassen könnt.«

Peter seufzte. Brandwunden und Drogen - beides hätte er der toten Schönheit nicht zugebraut.

»Sonst was Interessantes in der Wohnung?«

Meyer schüttelte verneinend den Kopf. »Die ganze Wohnung ist unpersönlich wie das Schlafzimmer hier. Keine Briefe, keine Unterlagen, alles gepflegt, aber anonym. Fast wie ein Büro. Nur zwei Dinge, über die ihr euch den Kopf zerbrechen könnt.«

Er führte sie in eine winzige Küche. »Vor ihrem Tod hat sie ein Essen vorbereitet, Salat, Fleisch, im Kühlschrank eine Flasche Champagner und eine Flasche Weißwein. Vorbereitet, aber nicht zubereitet.«

Er verließ die Küche und führte sie in ein mit teuren Ledermöbeln ausgestattetes Wohnzimmer. Auch hier abstrakte Kunst mit stilisierten Frauen und Männern an den Wänden, wieder fielen Peter die vielen liebevoll angebrachten Beleuchtungsmöglichkeiten auf - Kerzen, Blumengebinde mit integrierten Lampen, Äste mit Lichtgirlanden umwickelt. In der Mitte auf einem Glastisch war für zwei Personen gedeckt, teures Porzellan, echtes Kristallglas.

»Sie hat einen Gast erwartet,« stellte Peter fest, »der nicht gekommen ist.«

Meyer schüttelte den Kopf. »Der Gast kam, aber er blieb nicht zum Essen. Renate Neumann hatte ein Rendez-vous mit ihrem Mörder.«

»Sieht aus, als hätte sie sich als Geliebte aushalten lassen,« zog Peter die erste Schlussfolgerung. »Der ist ihrer nun überdrüssig geworden.«

»Du sprachst von zwei Dingen,« erinnerte Paul.

»Das hier,« sagte Meyer und deutete auf einen kleinen Arbeitstisch in einer Ecke des Wohnzimmers. »Ein ziemlich neuer und ziemlich teurer PC, randvoll mit Daten. Viel Spaß damit.«

Mit einem lässigen Gruß und spöttisch grinsendem Mund wollte er sich verabschieden.

»Eine Frage hätte ich noch,« sagte Peter. »Du sagtest, die Frau hätte hier vollkommen anonym gelebt und es sieht auch ganz danach aus. Wie wurde dann die Leiche entdeckt?«

Meyer machte ein Gesicht, das schwer zu deuten war. »Menschen sind den Bewohnern hier in diesem Haus vollkommen gleichgültig. Doch die Tote hat eine Katze. Die hat wohl den ganzen Abend geschrien. Eine Nachbarin hat daraufhin die Polizei gerufen, um Anzeige zu erstatten - Tierliebe wird in diesem Haus hochgehalten.«



»Und jetzt?«

Paul stand am Balkonfenster in der Wohnung der Toten und sah gedankenverloren hinaus auf das Lichteermeer, das sich vor ihm ausbreitete. Die Wohnung lag nach Süden, der Blick reichte von der Innenstadt über den Hafen bis zu den Wohngebieten der oberen 10.000. So nah dran an der besseren Welt, und doch so weit weg - die dichtbefahrene Osdorfer Landstraße wirkte wie eine unüberwindliche Grenze und die Tote hatte auf der falschen Seite der Grenze gelebt. Gelebt? Eher nur gewohnt, leben konnte man einer solchen Wohnung nicht.

Paul seufzte und drehte sich um. Die Leiche war abtransportiert worden. Montag früh würde der Pathologe direkt unterhalb der schönen Brüste seinen Y-Schnitt anbringen, die mit Brandwunden übersäte Haut zur Seite ziehen und den Leichnam Organ für Organ in Einzelteile zerlegen, so wie er es schon hundertfach zuvor getan hatte. Eine menschliche Hülle, in der noch weniger als 12 Stunden zuvor ein Mensch gelebt, geliebt und wohl auch gelitten hatte.

Sie mussten nun herausfinden, warum der Mensch diese Hülle verlassen hatte und vor allem, wer dabei nachgeholfen hatte. Die genaue Todesursache würde der Pathologe ermitteln, ihre Aufgabe war es, das Leben von Renate Neumann zu rekonstruieren, vom Zeitpunkt ihres Todes rückwirkend, bis sie eine Spur des Mörders fanden, ein Motiv. Was würde dabei ans Tageslicht kommen?

Nachdem die Spurensicherung ihre Arbeit beendet hatte, waren Peter und er noch einmal akribisch die gesamte Wohnung durchgegangen. Berge von Katzenfutter, aber nichts zu essen, nichts zu trinken, nur die Zutaten für ein Dinner zu zweit. Als wäre die Wohnung von der Katze bewohnt gewesen und die Tote nur zu Besuch gekommen. Im Mülleimer drei leere Dosen Katzenfutter, das war alles gewesen. Kein Buch, keine Zeitschrift, nicht mal ein Fernseher oder ein Radio.

»Wie kann ein Mensch nur so leben?« fragte Paul. »Ich meine, jeder normale Mensch hat doch zumindest ein Radio in seiner Wohnung.«

»Was möchtest Du denn hören?« fragte Peter zurück. Er saß am PC der Toten, klickte ein paarmal mit der Maus und Mick Jagger schrie laut seinen Unmut hinaus: »I can't get no - satisfaction.«

Wieder einige Klicks, und klassische Musik füllte den Raum: Mozarts kleine Nachtmusik, so klar, das Paul meinte, die Streicher vor sich zu sehen.

»500 GByte Musik, da brauchst Du ein Jahr, um alle Stücke auch nur ein einzigesmal anzuhören. Die Soundkarte ist vom feinsten und die Bilder an der Wand sind gar keine Drucke, sondern Lautsprecher. Nicht billig, der Spaß, aber verdammt gut.«

Paul ging näher. »Das Ding ist eine Stereoanlage?«

»Und ein Fernseher.«

Peter klickte, und Paul dachte, in einem Fußballstadion zu sitzen.

»High-Speed-DSL, Webradio und Fernsehen mit tausenden von Stationen. Telefon über Skype und Kontaktadressen aus der ganzen Welt - die Adress-Liste hat mehr als 3.000 Einträge. Hier,« er deutete auf ein kleines unscheinbares Kästchen, »eine Web-Cam. Von diesem Rechner aus bist Du mit der ganzen Welt in Kontakt. Nur mit Deinen Nachbarn hast Du nichts mehr zu tun.«

»Was willst Du jetzt machen?« fragte Paul. »Alle 3.000 Adressen anrufen und fragen, ob einer davon der Mörder ist?«

Paul setzte sich auf die Ledercouch, er wirkte müde. »Ich glaube, ich werde langsam zu alt für diesen Job. Früher hat ein Mörder eindeutige Spuren am Tatort hinterlassen, keine Tote, von der man nicht mal weiß, wie sie gestorben ist.«

»Was beschwerst Du Dich eigentlich,« hielt Peter dagegen. »An der Schlafzimmertür sind wunderschöne Fingerabdrücke, wir müssen nur herausfinden, wem die gehören, schon haben wir den Fall gelöst.«

Paul lachte. »Vielen Dank, mein Freund, ich hätte fast vergessen, dass dieser Fall so leicht zu lösen ist.«

Peter war optimistisch. »Wart's ab - in einer Woche legen wir den Fall zu den Akten.«



Die Woche verging, doch die Lösung des Falls ließ auf sich warten. Die Fingerabdrücke waren nicht registriert, das Kokain stammte vermutlich aus Amsterdam und war in Hamburg an jeder Straßenecke zu bekommen. Auch die Obduktion erbrachte kein brauchbares Ergebnis: Todesursache war Herzversagen, doch es gab keine Hinweise auf eine Erkrankung oder eine sonstige natürliche Ursache für ein Herz-Kreislauf-Versagen. Es gab aber auch kein Indiz für Gift oder ein Medikament, das den Tod verursacht haben könnte. Nicht einmal Rauschgift hatte die Tote konsumiert.

»Das war ein natürlicher Todesfall,« stellte Paul ein ums andere Mal fest. Doch seine Bemühungen, den Fall einstellen zu lassen, scheiterten - die Umstände, so hieß es von oben, deuteten auf ein Verbrechen, und das müsse aufgeklärt werden. Peter, sonst auf Pauls Seite, schloss sich der Meinung seiner Vorgesetzten an: »Wer so ungewöhnlich lebt, legt sich nicht so jung ins Bett und stirbt einfach so.«

Er verbiss sich regelrecht in den Fall, ohne dabei auch nur das kleinste Stück weiterzukommen. Von der Hausverwaltung erfuhr er, dass die Miete regelmäßig überwiesen worden war, doch die Überprüfung des Bankkontos bei der Haspa, der Hamburger Sparkasse, ergab lediglich, dass es jeden Monat eine Bareinzahlung gegeben hatte, um Miete, Krankenkasse, Strom und andere regelmäßige Rechnungen zu bezahlen. Doch in 10 Jahren war kein größerer Betrag eingezahlt oder abgebucht worden. Es ließen sich auch keine anderen Konten der Toten ermitteln. Sie hatte so unauffällig gelebt, wie Peter das nicht für möglich gehalten hatte.

Am Donnerstag wurde die Leiche zur Bestattung auf dem Friedhof Stiller Weg freigegeben, die Beerdigung für den Samstag angesetzt und die Staatsanwaltschaft schaltete große Traueranzeigen - zu oft schon hatte es Mörder zu Bestattung ihrer Opfer hingezogen. Doch obwohl der Friedhof großräumig und sehr professionell überwacht wurde, gab es neben dem Priester nur drei Trauergäste: Peter, Paul und Susi.

»So jung und so sinnlos zu sterben.«

Paul sagte die Worte leise, als er am offenen Grab stand, mit einer kleinen Schaufel voll Erde in der Hand. Zornig warf er die Erde auf den Sarg, als wäre es die Schuld der Toten, so jung gestorben zu sein.

»Sterben müssen wir alle,« murmelte Peter, »aber so jung ist zu früh.« Die Tote war in seinem Alter gewesen, und im Geiste verglich er immer wieder ihr Leben mit seinem. Und wurde das Gefühl nicht los, das mit seinem eigenen vieles im Argen lag.

»Ich finde heraus, wer es getan hat,« versprach er, als er seine Schaufel voll Erde auf den Sarg warf.

Susi sagte nichts, sie seufzte nur - ob sehnsuchtsvoll, weil Peter dabei war, oder traurig, weil eine junge Frau gestorben war, wusste sie vielleicht nicht einmal selbst.

»Ich brauche ein Bier,« sagte Paul, »ein großes Bier.«

Die drei sollten den Friedhof wie normale Trauergäste verlassen, die Überwachung würde bis in die Nacht fortgesetzt werden.



»Was habt Ihr denn nun wirklich herausgefunden?« wollte Susi wissen, nachdem die drei in einer Kneipe unweit des Friedhofs Platz genommen hatten. »Ilonka meint, ihr tut nur so geheimnisvoll, um euch wichtig zu machen, dabei seid ihr schon lange an einer heißen Spur dran.«

»So, meint die Bühler das?« fragte Paul gedehnt. Wenn er eine Wut auf jemanden hatte, nannte er die Menschen gerne bei ihren Nachnamen.

»Ja,« sagte Susi.

Paul beugte sich nach vorn. »Wenn Dich die Bühler das nächste Mal was fragt, dann sag ihr, sie soll sich um ihren eigenen Scheiß kümmern!«

Überrascht fuhr Susi zurück.

»Paul ist frustriert, weil wir nichts in der Hand haben,« erklärte Peter. »Ich hab die Wohnung Millimeter für Millimeter untersucht. Den Boden und die Wände auf Hohlräume abgeklopft. Sogar den Grundriss habe ich mir von der Hausverwaltung besorgt. Und eigenhändig nachgemessen. Kein Zentimeter Platz, um ein geheimes Versteck anzulegen.«

»Auch nicht in der Decke?« fragt Susi.

»In der Decke?«

»Ach, ich lebe in einer Altbauwohnung und da sind die Decken so hoch. Der Vormieter hat Zwischendecken eingezogen und das ist super-praktisch. Im Sommer hebe ich da meine Winterklamotten auf und im Winter...«

»In der Decke!«

Peter schüttelte fassungslos den Kopf. Das hatte er vollkommen übersehen.

»Oder im Keller in einem Verschlag,« fuhr Susi fort. »Ich geh so gerne shoppen und weil ich nicht will, dass meine Wohnung überquillt, lagere ich viel in den Keller ein. Ich hab da einen Verschlag.« Ihre Stimme wurde verschwörerisch. »Es ist zwar verboten, aber ich habe noch einen Verschlag von einem Nachbarn dazubekommen. Er braucht ihn nicht, aber mir hilft es, die Kleider aufzuheben, die gerade aus der Mode gekommen sind. Man weiß ja nie, ob die Sachen wieder modern werden.« Sie seufzte. »Ist ja alles so teuer. Und in einem Sommer nutzt sich das nicht ab.«

Peter wirkte frustriert, Paul lachte leise. Und fragte dann: »Hast Du vielleicht noch ein paar Computer-Tipps auf Lager? Da kommt Peter auch nicht richtig weiter.«

»Nein,« sagte Susi, »von Computern verstehe ich nichts.«

Paul nickte befriedigt.

»Wenn ich Computer-Probleme habe, hilft mir mein Nachbar.« Susi gluckste. »Manchmal muss er drei- oder sogar viermal in der Woche kommen - ich glaube, ich mache beim Surfen eine ganze Menge kaputt.«

»Du surfst? Am PC?« Peter begann, Susi mit ganz anderen Augen zu betrachten.

»Wenn ich das im Büro machen würde, gäbe das doch nur Ärger. Deshalb habe ich mir im Frühjahr einen PC bei Aldi gekauft, ich dachte, da lernt man leichter Männ...« Sie schluckte. »Das gehört nicht hierher. Jedenfalls habe ich schnell gemerkt, dass sich im Internet ne Menge Verrückte tummeln. Macht nicht wirklich Spaß. Doch im Frühjahr bin ich auf Lycos iQ gestoßen - das ist was Neues. Da kann man viel lernen. Und trifft ne Menge netter Leute.«

Peter wurde aufgeregt. »Sagtest Du gerade Lycos?«

»Nee,« sagte Susi, »nicht Lycos. Das ist nur ne Suchmaschine. Suchmaschinen sind langweilig. Lycos iQ. Da kann man jede Frage stellen und bekommt immer eine Antwort.«

»Renate Neumann war auch Mitglied bei Lycos iQ.«

»Weißt Du, was sie für einen Namen hatte?«

»Renate Neumann,« frotzelte Paul.

»Das ist doch ihr richtiger Name,« sagte Susi. »Bei Lycos iQ haben die meisten Fantasienamen. Ich bin LonelyGirl.« Fast erschrocken hielt sie die Hand vor den Mund.

»NoraLovelace,« meinte Peter. »Renate Neumann nannte sich NoraLovelace.«

Susi wurde kreidebleich. »NoraLovelace? Bist Du sicher?«

»Klar. Warum?«

»Weil NoraLovelace ja wohl die größte Schlampe ist, die sich je im ganzen Web herumgetrieben hat!«



»Stutenbissigkeit,« hatte Paul gesagt, nachdem sie sich von Susi getrennt hatten und diese zuvor eine Stunde lang ohne Punkt und Komma über die Tote hergezogen war. Im Prinzip war es dabei immer um das gleiche Thema gegangen: Kaum hatte Susi einen netten männlichen Teilnehmer im Forum kennengelernt, hatte sich NoraLovelace eingeklinkt, mit eindeutigen Zweideutigkeiten das Interesse auf sich selbst gelenkt und Susi, die sich nicht so geschickt ausdrücken konnte, war als kleine graue Maus auf der Strecke geblieben.

Weder Peter noch Paul hatten Lust, Susis Vorwürfen nachzugehen, doch ihre Anregungen zu möglichen Spuren in der Wohnung hatten beide für interessant gehalten. So interessant, dass sie sofort in die Wohnung der Toten gefahren waren: Die Holzdecken in allen Zimmern eigneten sich sogar perfekt für ein Versteck. Doch keiner von beiden hatte daran gedacht. Sie klopfen zwei Stunden lang systematisch die Decke ab, ohne etwas zu finden. Schließlich stieg Peter vom Sofa herunter, dass er schon die ganze Zeit im Wohnzimmer hin und her geschoben hatte.

Paul, der auf einem Stuhl stand und in der anderen Ecke des Wohnzimmers suchte, sah ihn fragend an: »Gibst Du auf? Kalte Spur?«

»Nein,« sagte Peter. »Ein bornierter Polizist ist schon schlimm genug, zwei sind noch viel schlimmer.«

Paul sah in überrascht an. Peter deutete auf die Couch: »Was machen wir beiden? Wir schleppen schwere Möbel durch die Gegend und verrenken uns die Hälse, um an ein Versteck zu kommen. Wir denken wie Männer. Und wenn wir weiterhin so denken, suchen wir die ganze Nacht, ohne etwas zu finden.«

»Glaubst Du, die Tote wäre durch das Zimmer geschwebt?«

»Nein, sie hat sich irgendwo draufgestellt. Denn es gibt hier keine Leiter.«

»Dann hätte sie Spuren hinterlassen...«

Etwas machte Klick bei Paul, er verschwand im Badezimmer. Peter hörte zunächst etwas schrecklich krachen, dann ertönte ein gotteslästerlicher Fluch - als er ins Badezimmer rannte, lag der Klodeckel in Scherben zerbrochen auf dem Boden und Paul rieb sich einen nassen und wohl auch schmerzenden Fuß.

»Über der Kloschüssel scheint es nicht zu sein,« brummte er.

»Die Tote hatte nicht Deine Statur.«

Peter griff das Handy, rief Susi in ihrer Wohnung an und bat sie, mit dem Taxi zu kommen.

»Glaubst Du wirklich, Susi findet mehr als wir?« Paul schien skeptisch.

»Abwarten,« sagte Peter, setzte sich an den PC und suchte nach einem Fernsehsender im Web, der gerade ein Fußballspiel übertrug.

Paul suchte weiter, riss im Bad den Brauseschlauch ab, blieb im Schlafzimmer an der Gardinenstange hängen und setzte sich schließlich missmutig ins Wohnzimmer.

Als Susi eine Stunde später ankam, ging sie zuerst ins Bad, sah sich kurz um, schüttelte den Kopf, ging in die Küche, zog alle Schubladen heraus, besah sich verschiedene Gerätschaften, entschied sich schließlich für ein Messer, dessen Spitze abgebrochen war, zog sich die Schuhe aus, kletterte auf die Anrichte, blinzelte angestrengt durch ihre Brille, setzte das Messer zielgerichtet an einer Holzpaneele an, hebelte sie heraus, griff in die Öffnung und brachte zwei Tupper-Dosen zum Vorschein.

Paul sagte nur ein Wort: »Weiber!«

Wenig später lagen 80.000 € in bar, rund 430.000 € auf Nummernkonten, ein Schlüsselbund mit vier Schlüsseln und ein rotes Notizbuch mit kodierten Einträgen vor ihnen auf dem Küchentisch.

»Ich mache was falsch,« war Susis Kommentar.

»Du lebst,« sagte Paul trocken.

»In DM war sie Millionärin,« sagte Paul. Und wirkte fassungslos.

»Äh, Susi,« sagte Peter, »Wo Du schon mal hier bist: Kannst Du nicht mal einen Blick auf den PC werfen? Ich glaube, Du gehst da anders vor als ich es tue...«



»Genau wie ich mir das gedacht hatte...«

Dafür, dass sie keine Ahnung von PCs hatte, flogen Susis Finger recht flott über die Tastatur. Peter stand neben ihr und sah ihr fasziniert zu, wie sie die einzelnen Optionen anklickte, kurz einen Blick auf die angezeigten Daten warf und sofort weiterklickte. Doch wenn er ehrlich war, verstand er nicht viel von dem, was sie da trieb - er kannte die Software nicht. Paul saß grummelnd auf der Couch, sah sich immer wieder das Geld und die Sparbücher an und spielte mit dem gefundenen Schlüsselbund.

»Diese Schlampe,« schimpfte Susi. »Alles Unwichtige ist da, aber das Interessante ist gelöscht.«

Peter stutzte. »Was meinst Du damit?«

Susi deutete auf den Monitor. »Ihren Zugang zu Lycos iQ hat sie so eingerichtet, dass mit dem Start des Browsers gleich Lycos iQ aufgerufen wird und sie sich sofort anmelden kann, ohne erst das Passwort eingeben zu müssen.«

»Ist das nicht leichtsinnig?« fragte Peter. »So kann doch jeder sofort sehen, was sie geschrieben hat.«

Susi trommelte nervös auf die Tischplatte. »Das kann auch so jeder sehen. Dazu genügt es, auf ihr Profil zu gehen und ihre Fragen und Antworten anzuklicken.«

»Was ist denn das für eine komische Software?«

»Ist doch egal, ob man das einsehen kann,« antwortete Susi. »Jede Antwort ist sofort in den Suchmaschinen zu finden.«

Sie öffnete einen neuen Tab im Browser, rief Google auf und gab NoraLovelace als Suchbegriff ein - über 20.000 Treffer.

»Alles, was diese dumme Kuh jemals von sich gegeben hat, steht in Google jedem zur freien Verfügung.«

»Woher weißt Du das?« Peter war erstaunt.

»Das weiß doch jeder,« wiegelte Susi ab. »Im Internet ist jeder ein gläserne Mensch - deshalb gibt hier kaum jemand seinen richtigen Namen an.«

Sie klickte wieder ein paarmal und schimpfte erneut los. »PNs hat die Schnepfe natürlich gelöscht!«

»PNs?«

»Persönliche Nachrichten. So ähnlich wie eine Mail, nur dass diese Nachrichten auf andere Mitglieder von Lycos beschränkt sind.« Sie kniff die Augen hinter ihrer Brille zusammen, als würde sie angestrengt nachdenken

»Kommst Du mal,« rief Paul und Peter ging zu ihm.

»Diese Schlüssel hier,« sagte Paul. »Wo gehören die hin?«

Peter nahm den Schlüsselbund in die Hand. Der größte Schlüssel war gleichzeitig der einfachste - er gehörte zu einem einfachen Vorhängeschloss. »Vermutlich für einen Verschlag im Keller. Können wir gleich überprüfen.«

Paul nickte. »Und das?« Er deutete auf einen kleinen, silbernen Schlüssel, der sehr aufwendig gearbeitet war.

»Könnten Schlüssel zu einer Geldkassette sein.«

»Macht das Sinn?« fragte Paul. »Ein Vermögen in Plastikdosen aufzubewahren und irgendwo eine Geldkassette zu deponieren? Zumal die beiden anderen Schlüssel vermutlich zu Bankschließfächern gehören.«

Die letzten zwei Schlüssel waren solide gearbeitet, wie man es von einer Bank erwarten konnte, sie trugen Nummern, aber keine sonstigen Kennungen.

»Na warte,« rief in diesem Moment Susi, »Dir zeig ich es!« Sie schlug demonstrativ mit der Hand auf die Tastatur.

Paul verdrehte die Augen, Peter sprang auf und rannte zu Susi. »Was hast Du gemacht? Und wem willst Du was zeigen?«

Susi sah ihn strahlend an. »Ich habe eine Frage ins Forum gestellt. Willst Du mal sehen?«

Sie klickte mit der Maus. Es war eine Frage von NoraLovelace.

»Wer hat mir das Lebenslicht ausgeblasen? War das einer von euch?«

1.000 Bonuspunkte.

»Lösch das sofort wieder!« rief Peter. »Du tickst ja nicht richtig.«

Susi sah ihn beleidigt an und verschränkte die Arme vor der Brust. »Kein User kann eine Frage löschen. Geht nicht...«

Peter raupte sich die Haare, Paul murmelte abfällig »Weiber«, erhob sich ächzend von der Couch und ging, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, zur Wohnungstür hinaus.

»Wir sind hier in offiziellen Ermittlungen an einem Mordfall,« schrie Peter nun, »nur falls Du das noch nicht gemerkt hast. Hier geht es nicht um Jux und Tollerei. Will das nicht in Deinen verdammten Blondinenschädel rein?«

Kaum hatte es gesagt, tat es ihm leid - er bereitete sich auf einen Tränenausbruch von Susi vor, doch die lehnte sich ganz gelassen in ihrem Stuhl zurück.

»So, ihr ermittelt also in einem Mordfall. Das ist aber interessant...«

Peter wurde hellhörig. »Was soll das heißen?«

Susi setzte sich aufrecht in ihrem Stuhl hin. »Das heißt: Ich habe bisher noch kein einziges Protokoll einer Zeugenvernehmung gesehen. Ich habe auch nicht gesehen, dass jemand zur Vernehmung vorgeladen wäre. Was ich sehe, sind Ungereimtheiten.«

»Ungereimtheiten?«

»Wie kommt ihr Beiden beispielsweise in diese Wohnung?«

»Meyer hat die Schlösser austauschen lassen.«

»Das steht aber nirgendwo.«

Peter wurde langsam aggressiv. »Seit wann bist Du dafür verantwortlich, unsere Arbeit zu kontrollieren?«

»Bin ich nicht. Aber die Bühler hat mich auf das eine oder andere aufmerksam gemacht.«

»Sooo?«

»Man munkelt, Paul habe seinen Biss verloren. Früher hätte er einen solchen Fall mit aller Kraft verfolgt, aber jetzt stellt er nur Anträge, um den Fall einzustellen.«

»Weil es in meinen Augen kein Fall ist,« kam müde die Antwort von der Tür her. Paul stand im Türrahmen, im Mundwinkel eine Zigarette.

»Du rauchst?« fragte Peter überrascht.

Paul griff die Zigarette mit der rechten Hand, zog genüsslich den Rauch ein, inhalierte tief - und bekam einen Hustenanfall. Als er wieder Luft bekam, krächzte er: »Ich hatte völlig vergessen, wie schön das Rauchen ist.« Er verschwand im Bad, gab würgende Geräusche von sich, danach ertönte die Spülung.

»Was läuft hier eigentlich?« wollte Peter jetzt von Susi wissen. »Soll hier was gegen Paul inszeniert werden?«

»Weiß ich nicht,« sagte Susi. »Ich weiß nur, dass ihr seit einer Woche wie blind durch die Gegend tappt. Was ist beispielsweise aus der Katze der Toten geworden? Das steht in keinem Bericht.«

»Die Katze ist bei mir,« sagte Paul, der mit bleichem Gesicht aus dem Bad zurückkam. »Stünde sie in meinem Bericht, müsste sie ins Tierheim.«

»Und wenn im Halsband der Katze eine wichtige Nachrichten steht?« Susi ließ nicht locker.

»Du kannst die Katze fragen,« entgegnete Paul. »Vielleicht weiß die, wo ihr Halsband abgeblieben ist. Als ich sie holte, hatte sie keines an.«

Nun sah Peter seinen Partner überrascht an. »Du hast mir nicht gesagt, dass Du nochmal in der Wohnung warst.«

»Ich setze Dich auch nicht in Kenntnis, wenn ich zum Scheißen gehe!«

Peter stemmte die Hände in die Hüften: »Ermittlungen führen wir aber schon noch gemeinsam.«

»Pat und Patachon...« sagte Susi grinsend.

»Du hältst Dich da raus!« brüllte Paul.

Peter sah sie abfällig an. »Wer hat mich ermordet? Das als Frage ins Internet zu stellen... Es hat schon seinen Grund, weshalb wir ermitteln und Du als Sekretärin arbeitest.«

Jetzt schmolte Susi wirklich. Sie wandte sich wieder dem Computer zu und klickte mit der Maus.

»Und geh von dem verdammten Rechner weg! Bevor Du noch wertvolle Beweise vernichtest. Wie kam ich bloß auf die Schwachsinnsidee, Dich hierher zu holen.«

»Ich habe Dich nicht ermordet,« sagte Susi. Peter und Paul sahen sie an, als wäre sie jetzt wirklich durchgedreht.

»Schön, dass Du noch lebst – hab Dich sehr vermisst.« Susi rückte noch einmal ihre Brille zurecht. »Mann, bin ich froh, dass Du noch lebst. Als ich Dich leblos auf dem Bett liegen sah, da ist mir ganz anders geworden. Wann können wir uns sehen?«

Sie sah die Beiden an. »Steht alles da. Nur für den Fall, dass euch das überhaupt interessiert...«



Bis zwei Uhr nachts redeten sich die drei die Köpfe heiß. Susi beharrte darauf, die dritte Antwort müsse vom Mörder sein, Paul war skeptisch und warf Susi vor, sie habe keine Ermittlungserfahrung. Susi konterte, sie lese schon seit längerem Lehrbücher über Polizeiarbeit, woraufhin Peter staunte und Paul feststellte, das sei noch schlimmer als gar keine Ahnung zu haben. Daraufhin warf ihm Susi vor, so schlimm, wie er bislang ermittelt habe, hätte sie selbst es in der Tat nicht gekonnt, sie hätte weniger Fehler gemacht und verwies dabei auf den Geldfund, der nur durch ihre Hilfe ans Licht gekommen sei. Als Paul die Argumente ausgingen, verschanzte er sich hinter seinem Lieblingspruch »Weiber«. Und als ihm die Zigaretten ausgingen, ergriff er die Flucht.

Was ihn dazu bewog, eine halbe Stunde später mit Pizza, Bier und einer neuen Schachtel Glimmstengel zurückzukehren, verriet er nicht, doch nach dem späten Imbiss fingen sie an, einen Schlachtplan zu entwickeln.

Dass die Verstorbene ein seltsames Leben geführt hatte, darin waren sie sich einig. Nur bei der Begriffsfindung, ob die Tote nun eine Zicke, eine dumme Gans oder einfach nur durchgeknallt gewesen sei, schieden sich die Geister wieder. Den Punkt ließen sie vorläufig offen.

Auf Susis Frage hatten sich noch fünf Anwender gemeldet. Leider nur »die üblichen Verrückten,« wie Susi erläuterte, denn wer Samstagnacht um diese Zeit nichts besseres zu tun habe, als im Web zu surfen, dem sei nicht zu helfen.

Gemeinsam versuchten sie, Renates Stil beim Schreiben ihrer Antworten zu analysieren, dann verfassten sie gemeinsam eine Antwort - die Tote bat um ein baldiges Treffen in ihrer Wohnung.



Ein lauter, schriller und nicht endenwollender Ton riss Peter aus dem Schlaf. Um die Augen zu öffnen, fehlte ihm die Kraft, schlaftrunken tastete er nach der Stelle, an der sonst sein Wecker stand. Doch seine Hand fand nichts. Als er erschreckt hochfuhr, knallte sein Kopf von unten an die Tischplatte, benommen sank er zurück. Dem schrillen Ton in seinem Kopf gesellte sich ein hämmernder Schmerz an der Stirn und ein dumpfes Pochen in der Nackengegend hinzu, dafür setzte langsam sein Erinnerungsvermögen wieder ein.

Er lag nicht zuhause in seinem Bett. Der Morgen war schon angebrochen, als sie sich hingelegt hatten, in der Wohnung von Renate Neumann. Im Bett der Toten hatte keiner schlafen wollen, so hatten sie Susi die Couch überlassen und Paul und er hatten Decken auf den weichen Teppichboden gelegt. Das Einschlafen war einfach gewesen, sie hatten das Bier restlos vernichtet. Das Aufwachen jetzt war schwer, Peter sehnte sich nach einem starken Kaffee. Der schrille Ton ließ nicht nach

»Herrgott nochmal, warum macht denn keiner von euch die verdammte Tür auf!«

Keine Antwort. Mühsam kroch Peter unter dem Tisch hervor und sah sich um: Er war allein. Er rappelte sich auf, wankte zur Tür, öffnete sie – und wich sofort erschrocken zurück.

»Ich habe den Fall gelöst, ich weiß jetzt, wie der Mörder aussieht. Wir müssen sofort eine Großfahndung einleiten.«

Susi stand vor ihm, die Wangen vor Aufregung gerötet.

»Ich brauche dringend einen Kaffee,« war Peters einzige Antwort.

Susi hatte keinen Kaffee, aber aufregende Neuigkeiten. Sie war schon vor zwei Stunden aufgewacht, hatte im Keller den Verschlag der Toten gefunden, aber noch nicht untersucht, erst müsse die Spurensicherung kommen, das sei schließlich deren Aufgabe, dann hatte sie sich vor das Haus gestellt und jeden, der zur Haustür herauskam, nach Renate Neumann befragt und wissen wollen, ob jemand am Mordtag etwas Verdächtiges bemerkt habe.

»Hier kann man wirklich ermordet werden, ohne dass jemand etwas bemerkt,« berichtete sie aufgeregt, »die Leute wussten nicht mal, ob ich hier wohne. Und als ich sagte, ich bin von der Polizei, haben sie keinen Ton mehr gesagt, sondern sind einfach abgehauen. Doch dann hatte ich Glück.«

Eine ältere Frau, eine richtige Dame, wie Susi betonte, führte ihren Hund aus. Und die hatte alles gesehen: Ein junger Mann in einem dunklen Kapuzenmantel, der es am Mordtag kurz nach zwei Uhr mittags sehr eilig gehabt hatte, aus dem Haus zu kommen - er sei förmlich geflüchtet.

»Ist er hier aus der Wohnung geflüchtet?« fragte Peter.

»Das weiß ich nicht. Sie hat ihn unten aus der Haustür kommen sehen, er hat sie fast umgerannt.«

Peter seufzte. »Konnte sie ihn wenigstens genau beschreiben?«

»Ja,« erwiderte Susi ungeduldig, »ein dunkler, fast schwarzer Kapuzenmantel, ziemlich schäbig, und stechende Augen.« Susi strahlte.

»Ist gut,« sagte Peter, »dann lassen wir gleich mal alle Besitzer von dunklen Kapuzenmänteln verhaften, die stechende Augen haben, da ist dann unser Mörder mit dabei.«

Susi schluckte. »Das war nicht so gut, oder?«

»Nicht wirklich,« bestätigte Peter. Und fragte: »Hast Du Paul gesehen?«

»Ist er nicht da?«

»Würde ich sonst fragen?«

Susi ging enttäuscht zum PC und schaltete ihn ein. Sie loggte sich als NoraLovelace ein und sah nach, ob die letzte Frage beantwortet worden war - und war enttäuscht, als sie weder eine Antwort noch eine PN, eine persönliche Nachricht, fand.

Peter räumte die Decken auf, und stellte eher beiläufig fest, dass die Decke von Paul zwar zerwühlt, aber kalt war - er musste schon vor einer ganzen Weile aufgebrochen sein. Doch nirgendwo lag eine Nachricht.

Peter setzte sich in den Sessel, beobachtete Susi, wie sie am PC arbeitete, und sagte schließlich: »Darf ich mal was fragen?«

Susi sah nicht auf, sondern fragte nur: »Was willst Du wissen?«

»Warum bist Du Mitglied in diesem Forum geworden? Ist Forum das richtige Wort? Was kostet Dich dieser Spaß überhaupt? Renate Neumann konnte sich das leisten, die hatte Geld genug. Aber Du?«

»Ist kostenlos,« gab Susi zurück und tippte weiter.

»Du hast gesagt, Du tust es, um Männer kennenzulernen. Partnervermittlungen sind doch nicht kostenlos.«

»Lycos iQ ist keine Partnervermittlung!«

Kin Tippen, kein Geräusch, keine weitere Antwort - Susi saß am PC, den Kopf hinter dem Monitor verborgen, und schwieg.

»Ist was passiert?«

»Nein!«

Besorgt stand Peter auf, Susis Stimme gefiel ihm nicht - sie saß ganz ruhig da, nur die Tränen liefen in Strömen.

»Was ist denn los?« fragte Peter erschrocken. Und hatte keine Ahnung, was er falsch gemacht hatte.

»Ich... ich... ich bin doch nur eine dumme Blondine. Nichts weiter als eine einfache Sekretärin. Gut für's Bett, aber als Mensch nimmt mich keiner ernst. Ich... ich... ich dachte, im Web ist das anders, da kann ich jemand anderes sein. In den meisten Foren tummeln sich Verrückte oder Menschen, die ein sehr spezielles Hobby haben, da passe ich nirgendwo rein. Lycos iQ ist nicht so. Da gibt es auch ein paar Verrückte, aber die Mods passten auf, dass die keinen Schaden anrichten. Die meisten Mitglieder sind völlig normal, man kann über alles reden, bekommt auf jede Frage eine Antwort - und wird ernst genommen. Inzwischen bin ich sogar Professor! Zum Studieren hat es nie gereicht, ich werde nicht mal für Weiterbildungen zugelassen. Ich darf tippen und Kaffee kochen und wenn's hoch kommt, einen Termin vereinbaren. Doch bei Lycos iQ fragen mich Menschen um Rat, ich kann helfen - da bin ich wer.«

Sie schniefte und sah sich hilfeschend nach einem Taschentuch um. Peter stand auf, ging ins Bad und brachte ihr einen Meter Toilettenpapier. Susi knäulte das Papier zusammen und schnäuzte kräftig hinein - dann tupfte sie sich vorsichtig die Tränen ab.

»Ob Mode, Liebeskummer oder Wohnungseinrichtung: Hier finden sich immer Leute, die Ahnung haben, die mir weiterhelfen. Denen ich mein Herz ausschütten kann, und die mir zuhören. Verstehst Du? Sie lesen sorgfältig, was ich schreibe, und überlegen

sich, wie sie mir wirklich helfen können. Sie klopfen wir nicht einfach auf die Schulter und sagen: wird schon wieder werden.«

Sie seufzte tief. »Und es gibt Männer, die keine Bettgeschichte, sondern eine Frau fürs Leben suchen. Die nicht meinen Busen anstarren, sondern die wissen wollen, wie ich als Mensch bin. Die sich für mich interessieren.«

Plötzlich schlug sie kräftig mit der Faust auf den Tisch. »Und dann kommt diese verdammte Schlampe, mischt sich in die Gespräche ein und macht mit ihrem vulgären Geplapper alles kaputt...«

Wieder flossen die Tränen, noch heftiger als zuvor. Peter wusste nicht, was er sagen sollte, und entschied sich für Körpersprache: Er kniete sich vor Susi auf den Boden, nahm sie in den Arm und redete beruhigend auf sie ein.

»Wenn ich störe, müsst ihr mir das sagen, dann verschwinde ich wieder.«

Wie Magnete, die von Gegenpoligkeit auf Gleichpoligkeit gewechselt hatten und sich nun nicht mehr gegenseitig anzogen, sondern abstießen, fuhren Susi und Peter auseinander. Paul stand an der Tür, einen großen schwarzen Pilotenkoffer in der Hand, und sah die beiden neugierig an.

»Wir haben uns über virtuelle Identitäten unterhalten,« versuchte Peter sich zu verteidigen, während Susi knallrot wurde.

»Jaaa, sagte Paul gedehnt, »ihr wirkt beide höchst virtuell...«

Er trat zum Tisch, stellte die Tasche darauf, öffnete sie und holte eine große Thermoskanne, eine Tüte mit Brötchen, Butter, Marmelade, Käse und Wurst heraus.

»Vielleicht helft ihr mir beim Tischdecken, dann findet ihr auch aus der Virtualität zurück in die Realität.«

Wie schuldbewusste Kinder erhoben sich Susi und Peter, kurz darauf war ein einladender Frühstückstisch gedeckt.

»Ich habe nachgedacht,« sagte Peter, nachdem er seinen Hunger gestillt und sich eine Zigarette angezündet hatte. Er sah Susi an. »Du wunderst Dich, warum wir noch keine Zeugen vernommen haben?«

Susi nickte.

»Vielleicht weil wir Angst davor haben, das Verhältnis zwischen Renate Neumann und Peter könnte dabei ans Licht kommen?«

Peter verschluckte sich so heftig an seinem Kaffee, dass er über den ganzen Tisch prustete.

Susi sah Peter mit offenem Mund und weit aufgerissenen Augen an.

»Oder war es mein Verhältnis mit der Toten, dass nicht bekannt werden soll?« Paul wirkte nachdenklich. Er blickte Susi tief in die Augen. »Oder geht es darum, Deine lesbische Beziehung zu NoraLovelace zu schützen?«

Susis Augen wurden immer größer, sie sah aus wie ein Fisch auf dem Trockenen, der verzweifelt nach Luft schnappt.

»Ich meine,« fuhr Paul ungerührt fort, »was würden wir wohl auf den Tupperdosen finden, wenn wir die auf Fingerabdrücke untersuchen? Vermutlich die Fingerabdrücke der Toten und die unserer Patschhändchen.«

Peter schloss die Augen und fluchte kräftig - ein grober Ermittlungsfehler.

Pauls Blick auf Susi wurde stechend. »Wenn wir die Dosen wie vorgeschrieben mit Plastikhandschuhen angefasst hätten - hätten wir dann trotzdem Deine Fingerabdrücke

gefunden? Du kommst hier in die Wohnung, findet das Versteck mit traumwandlerische Sicherheit und weil Du nun alles anfasset, kann kein Experte mehr feststellen, ob Du auch schon vor Renate Neumanns Tod hier in der Wohnung warst.«

»Du hast sie ja nicht mehr alle,« sagte Peter. Susi brachte keinen Ton heraus.

Paul lächelte. »Möchte einer von euch Beiden diesen Schnitzer der Staatsanwaltschaft erklären? Na also.«

Er zog genüsslich an seiner Zigarette. »Du liest so gerne Polizeiliteratur. Richtig?«

Susi nickte mechanisch.

»Dann weißt Du auch ganz genau, welche Schritte ein Ermittlungsbeamter nach dem Auffinden eines Ermordeten zu ergreifen hat.«

Wieder nickte Susi.

»Und wunderst Dich, warum wir diese Schritte nicht ergriffen haben?«

Susi schüttelte den Kopf, überlegte es sich dann anders und nickte ein drittes Mal.

»Dann will ich es Dir erklären. Weil ich nicht blöd bin. Ich weiß, dass in der Abteilung was faul ist. Unsere gute Ilonka Bühler war früher in der Stasi, hat sich dann irgendwo einen Persilschein besorgt. Seit vier Jahren arbeitet sie für die Dienstaufsicht, sie hat die Aufgabe, mich zu observieren.«

Susi Gesicht wurde immer länger und hätte man es für einen genetischen Defekt gehalten - Peter wäre sofort als ihr Bruder erkannt worden, auch er saß mit offenem Mund und großen Augen da.

»Wenn Kollege Meyer einen Fall in die Finger bekommt, gibt er ihn nicht wieder her - zumindest nicht, wenn die geringste Chance besteht, dass er sich damit profilieren kann. Da lässt er Urlaub Urlaub sein. Also ist etwas faul - sogar oberfaul.«

Der einzige Gedanke, der Peter in diesem Moment durch den Kopf ging, war: Erfahrung ist durch nichts zu ersetzen - es sei denn, durch noch mehr Erfahrung. Und durch gute Kontakte. Die hatte Paul zweifellos: Kein Polizist, der überwacht wurde, erfuhr davon, bis seine Schuld oder Unschuld erwiesen war. Wenn ihm jemand die Wahrheit über Ilonka Bühler verraten hatte, dann hatte sich dieser Jemand verdammt weit aus dem Fenster gelehnt...

»Ende der neunziger Jahre,« fuhr Paul fort, »ertrank in Bayern ein Kind in einem Badeweiher. Die Polizei riegelte sofort den Tatort ab und begann mit der Spurensicherung - es hätte ja sein können, dass jemand nachgeholfen hat. Unter den Leuten, die vom Tatort - oder der Unfallstelle - zurückgehalten wurden, war auch ein Arzt. Ein Polizeibeamter begründete diese Zurückweisung damit, dass eventuelle Spuren vernichtet werden könnten. Der Arzt setzte später eine Obduktion durch. Und die ergab, dass das Kind mit allergrößter Wahrscheinlichkeit erst während der Spurensicherung gestorben ist. Hätten die übereifrigen Beamten nicht sofort einen Mord gewittert, hätte das Kind vielleicht gerettet werden können.«

»Aber Renate Neumann war doch schon tot...«

»Richtig,« bestätigte Paul. Er griff in seinen Pilotenkoffer und holte ein vom häufigen Gebrauch schon sehr abgegriffenes Buch heraus: Kriminalistisches Lehrbuch der Polizei.

»Du kennst dieses Buch?«

Susi sagte nur »Ja«.

»Gut,« antwortete Paul. »Es ist ein Standard-Lehrbuch für die Ausbildung von Kriminalbeamten.« Er schlug es auf, blätterte, und legte das Buch dann aufgeschlagen auf den Tisch.

»Kapitel vier. Beschreibung der Todesarten. Hier sind alle Methoden aufgeführt, wie man einen Menschen vom Leben zum Tode befördern kann. Erstickungsarten wie erhängen, erdrosseln, erwürgen; Hieb-, Stich- und Schnittverletzungen, Schussverletzungen, Vergiftungen. Nur: Renate Neumann wurde weder erhängt, erdrosselt oder erwürgt, sie wurde nicht erstochen und nicht erschlagen, auch nicht erschossen, die Obduktion ergab auch keine Hinweise auf Gift. Das Lehrbuch führt noch den Stromtod, den Tod durch ertrinken, erfrieren, verhungern, verbrennen und den plötzlichen Säuglingstod auf. Wenn Renate Neumann nicht auf eine bisher noch unbekannte Art und Weise getötet wurde, liegt hier kein Mord vor. Dann ist das Ganze nichts weiter als eine gigantische Verlade - mit dem Ziel, mich kaltzustellen. Capito?«

Susi holte tief Luft und sagte: »Ich glaube, ich muss dringend aufs Klo.«

Peter saß nur da und schüttelte fassungslos den Kopf.

Als Susi gerade die Toilette betreten wollte, klopfte es an der Tür - ohne nachzudenken, öffnete sie. Im nächsten Moment schrie sie wie am Spieß: »Der Mörder! Der Mörder ist hier!«

Als Antwort war nur ein lautes »Scheiße, eine Falle« und das Geräusch weglaufernder Füße zu vernehmen. Dann ging alles sehr schnell: Peter und Paul sprangen auf, stießen erst die Thermoskanne und dann Susi um und rannten dem Flüchtenden hinterher. Eine Viertelstunde später konnten sie dem Profil des vermeintlich Tatverdächtigen ein weiteres wichtiges Merkmal hinzufügen: Er war verdammt gut zu Fuß.



»Helden. Ihr zwei seid echte Helden.« Paul schüttelte fassungslos den Kopf.

Peter saß, noch immer schweratmend, mit schuldbewusst gesenktem Haupt da, Susi räumte geistesabwesend den Tisch ab.

»Warum hat mir keiner von euch beiden gesagt, dass ihr bereits einen Termin mit dem mutmaßlichen Mörder vereinbart habt?«

»Haben wir doch gar nicht,« wehrte Peter ab. »Du hast doch selbst gesehen, was passiert ist: Er hat einfach an die Tür geklopft.« Er versuchte Susi in die Augen zu sehen, doch sie wich seinem Blick aus.

»Woher wusstest Du, dass es sich um den Mörder handelt?« wollte Paul nun wissen.

»Das wusste ich doch gar nicht,« sagte Susi leise. »Ich habe ihn heute zum erstenmal gesehen.«

»Du hast es aber gesagt. Nein.« Paul korrigierte sich. »Du hast es sogar geschrien.«

»Das ist mir nur so rausgerutscht...«

Paul trommelte erst nervös mit der Hand auf die Tischplatte, dann zündete er sich eine Zigarette an. »Darf ich Dich mal was fragen?« Seine Stimme war sanft, sehr sanft.

Alarmstufe rot, dachte Peter.

»Wie oft bezeichnest Du Menschen, die Du zum erstenmal siehst, als Mörder? Noch dazu in aller Öffentlichkeit?«

Susi druckste herum. »Das habe ich noch nie getan.«

»Dann lass mich die letzten 24 Stunden noch einmal zusammenfassen.« Paul zog an seiner Zigarette, drückte den Stummel im Aschenbecher aus und zündete sich den nächsten Glimmstengel an. »Du kommst in eine Wohnung, in der Du noch nie zuvor warst, findest auf Antrieb Verstecke, die sogar der Spurensicherung entgangen sind, knutschst hier mit einem Kollegen herum, und bezeichnest dann einen Mann, den Du noch nie zuvor gesehen hat, als Mörder. Wenn ich das dem Staatsanwalt sage, übernachtest Du heute Nacht auf Staatskosten.«

Susi sah hilfeschend zu Peter. Der sagte nur: »Wir haben nicht geknutscht. Da läuft überhaupt nichts.«

»Du bist das gleiche Schwein wie alle anderen Schweine auch,« schrie Susi, stand auf und wollte zur Tür gehen.

»Setz Dich!« herrschte Paul sie an.

»Du bist auch nur ein Schwein,« sagte Susi, ohne Anstalten zu machen, wieder Platz zu nehmen.

»Ich kann auch zur Sau werden,« sagte Paul, sprang auf, griff nach Susis Arm und zog sie so unsanft wieder in ihren Sessel, dass Susi aufschrie und sich dann den schmerzenden Arm rieb.

»Was soll das,« schrie Peter seinen Partner an.

»Ich will euch beiden Turteltaubchen klar machen, dass ihr in der Scheiße sitzt. Sogar ziemlich tief in der Scheiße sitzt.«

Dann folgte ein Vortrag, an dessen Ende Susi und Peter ziemlich geknickt waren.

»Wer das Verbrechen bekämpfen will,« begann Paul, »kann sich wie bei einer Krankheit schnell daran anstecken. Polizisten sind nicht immer die Guten, ihre Aktivitäten sind häufig kaum von den Aktivitäten von Kriminellen zu unterscheiden, nur dass

Polizisten vom Gesetz gedeckt sind, Ganoven nicht. Und bei diesem Fall stimmt etwas ganz gewaltig nicht.«

Paul holte sein Notizbuch aus der Tasche, schlug es auf, legte es auf den Tisch und deutete auf den ersten Punkt einer Auflistung. »Kollege Meyer – faul und karrieresüchtig. Warum nimmt er einen Fall an, wenn er zwei Tage später in Urlaub fahren will? Und vor allem: Warum gibt er ihn wieder ab, kaum dass er mit den Ermittlungen begonnen hat? Woraus sich für mich die Frage ergibt: Was ist passiert, kaum dass er angefangen hat zu ermitteln? Das ist es, was mich im Moment am meisten interessiert.«

Er zündete sich erneut eine Zigarette an. Und deutete auf den zweiten Punkt. »Die Tote liegt friedlich in ihrem Bett, so wie es Tote tun, die gestorben sind. Nicht wie Leute, die ermordet wurden. Bis auf den Beutel mit Kokain gibt es keinen Hinweis auf eine Straftat, aber eine Merkwürdigkeit nach der anderen.«

»Was meinst Du mit Merkwürdigkeiten?« fragte Susi.

»Renate Neumann lebt vollkommen anonym in diesem Haus. Nicht die beste Adresse. Und das, obwohl wir immerhin wissen, sie hatte Geld genug. Und ich vermute, wenn wir die Schlösser zu den Schlüsseln finden, dann finden wir noch mehr Geld. Aber es gibt kein Leben dazu.«

»Was soll das heißen? Es gibt kein Leben dazu?«

»Die letzte offizielle Information ist 10 Jahre alt. Erinnerungen an ein braves, unauffälliges Mädchen, das ein braves, unauffälliges Leben geführt hat, das gekündigt hat und von dem man nie wieder etwas gehört hat. Es gibt eine Mutter, die angeblich vor acht Jahren gestorben ist, keinen Vater, keine sonstigen Verwandten.«

Peter wurde hellhörig. »Du meinst, es war eine Tarnexistenz? Renate Neumann war gar nicht Renate Neumann?«

Auch Susi wurde aufgeregt. »Alles nur erfunden?«

»Nein,« sagte Paul. »Erfundene Existenzen nutzen nichts, wenn die Historie nicht hieb und stichfest ist. Besser ist es, eine echte Existenz zu übernehmen.«

»Du meinst...«

Paul nickte müde. »Die echte Renate Neumann bekommt eines Tages einen Rappel und stellt ihr Leben auf den Kopf. Sie wäre nicht das erste Mädchen, das auf diese Idee kommt. Kurz darauf kommt sie ums Leben – vielleicht ein Unfall. Und irgendjemand stellt fest, das wäre die perfekte Tarnexistenz.«

»Jetzt geht Deine Phantasie mit Dir durch,« sagte Peter.

»Glaubst Du?« fragte Paul zurück. »Was haben wir denn über Renate herausgefunden?«

»Nicht viel,« musste Peter zugeben. »Aber: Wir haben auch noch nicht richtig gesucht. Die Nachbarn haben wir noch gar nicht befragt.«

»Äh,« räusperte sich Susi, »ich habe sie befragt.«

»Und?« wollte Paul wissen.

»Fehlanzeige.«

»Susi ist keine Polizistin...«

Wenn Blicke töten könnten, wäre Peter auf der Stelle tot umgefallen.

»Wer so anonym lebt,« führte Paul weiter aus, »der hält auch Distanz zu den Nachbarn.«

»Man könnte an vielen Stellen suchen,« wandte Susi ein. »Wenn Renate Neumann keine Spuren hinterlassen hat, Nora Lovelace hat es getan.«

Paul griff wieder in seine Tasche. »Vor einem Jahr verschwand eine Schwesternschülerin in Paderborn. Die Leiche wurde knapp vier Monate später gefunden – stark skelettiert.«

»Und? Was willst Du damit sagen?« Peter wirkte verärgert.

»Das Mädchen war im Internet sehr aktiv. Die Mordkommission hat 1.000 Personen befragt, ohne eine Spur zu finden. Jetzt wird die Mordkommission aufgelöst.«

»Das soll vorkommen,« murmelte Peter.

»Nein, verdammt,« widersprach Paul, »das soll nicht vorkommen.« Wieder zündete er sich eine Zigarette an – in weniger als 24 Stunden war Paul erneut zum Kettenraucher geworden. »Die Pathologie hat schlampig gearbeitet. Die haben die vorgeschriebenen Standardtests gemacht, mehr nicht. Und aufgegeben, ohne was zu finden. Stattdessen haben sie die Leiche schon nach wenigen Tagen zur Bestattung freigegeben.«

»Auf Deinen Wunsch hin,« erinnerte ihn Peter. »Du hast gesagt, es wäre eine Chance, den Mörder am Grab zu fassen.«

Paul lachte. »Wie oft hab ich Dir schon gesagt, Du darfst nicht alles glauben, was man Dir sagt. Ohne einen eindeutigen Nachweis der Todesursache hätte die Leiche nicht aus der Pathologie herausgedurft. Und ohne einen eindeutigen Nachweis, dass hier ein Mord vorliegt, dürften wir gar nicht ermitteln. Ich stoße auf eine Mauer des Schweigens – da will mich jemand fertigmachen.«

»Du siehst Gespenster,« entgegnete Peter.

Paul sah ihn an. »Das dachte ich auch. Und hab den Fall mal aus anderen Augen betrachtet. Was ist denn, wenn da jemand mehr weiß?« Er sah Peter eindringlich an. »Nicht ich habe diesen Fall bekommen, wir haben ihn bekommen. Und was tust Du? Kaum sind wir hier in der Wohnung, schon setzt Du Dich an den PC und bedienst ihn, als hättest Du nie was anderes gemacht. Dann rufst Du Susi an und mit traumwandlerischer Sicherheit findet sie ein Versteck. Ich bin nur kurz weg, schon liegt ihr euch in den Armen. Und jetzt präsentiert ihr ein Phantom als potentiellen Mörder. Merkt ihr das eigentlich nicht? Je mehr ihr euch mit dem Fall beschäftigt, desto mehr werdet ihr selbst zu Verdächtigen. Entweder hat einer von uns Dreien wirklich Dreck am Stecken, oder einer von uns steht auf der Abschussliste.«

Peter war still geworden, doch Paul klopfte ihm aufmunternd auf die Schulter. »Rückendeckung, mein Junge. Die musst Du noch lernen. Die ist wichtig. Sogar verdammt wichtig.«



So ein Tag, so abgedreht wie heute, so ein Tag, der sollte schnell vergehn!

Seit ihm diese Abwandlung dieses idiotischen Trinkspruchs durch den Kopf gegangen war, wollte die Melodie nicht mehr weichen. Kopfbesetzung.

Peter stand im Badezimmer seiner Wohnung, vor dem Spiegel, nur zwei Meter von der Duschkabine entfernt, eine Entfernung, die er schon seit einer halben Stunde vergeblich zu überwinden suchte.

Sein Gesicht sah zerknautscht aus. Gut, das war Berufsrisiko, Polizisten hatten keinen geregelten Achtstundentag. An der Stirn hatte sich schon eine prächtige Beule entwic-

kelt – das kommt davon, dachte er, wenn man sich zum Schlafen unter Couchtischen niederlässt. Was ihn aber wirklich ärgerte, war die linke Backe: Sie leuchtete in kräftigem Rot und hatte ihm auf der Heimfahrt viel Ärger eingebracht.

»Kann ich Dich nach Hause bringen?«

Genau mit diesen Worten hatte er Susi angeboten, sie heimzubringen, nachdem sie die Wohnung von Renate Neumann verlassen hatten.

»Zu Fuß?« hatte Susi gefragt – und auf das Dienstfahrzeug geblickt, mit dem Paul gerade in der Ferne verschwand.

»Dann eben mit der Taxe,« hatte Peter geantwortet.

»Das würde Dir so passen!« hatte Susi gefaucht. Und ihr Nein zusätzlich mit einer sehr festen Handschrift in sein Gesicht geschrieben. Sie hatte sich umgedreht, war zwei Schritte gegangen, hatte sich noch einmal umgedreht, war zurückgekommen, hatte ihm einen solchen Tritt gegen das Schienbein verpasst, dass er vor Schmerzen auf einem Bein herumgehüpft war, und war dann davonstolziert.

Er hätte das Taxi nehmen sollen, hatte er während der Heimfahrt mehr als einmal gedacht. Der Handabdruck, den er erst zuhause im Spiegel entdeckt hatte, hatte bei den Fahrgästen in der U-Bahn für viel Erheiterung gesorgt...

Zum erstenmal fühlte sich Peter in Hamburg allein. Paul litt ganz offensichtlich unter Verfolgungswahn: Renate Neumann eine Tarnexistenz? Mit einem Vermögen in Tupperdosen, isoliert in einem Wohnblock voller Verrückter. Je länger Peter nachdachte, desto klarer wurde ihm, dass hier alle verrückt waren. Paul war verrückt, hatte den Bezug zur Realität verloren. Susi war verrückt, mannstoll und gemeingefährlich. Und er selbst war auch verrückt. In der Wohnung einer Toten zu übernachten. Die vermutlich Opfer eines Mordes geworden war. Verrückt. Alles war verrückt. Der Fall, der Tag. Einfach alles.

Als er endlich das heiße Wasser über seinen Kopf prasseln fühlte, ging es ihm etwas besser. Er seifte sich gründlich ein, duschte, so heiß es ging, und blieb dann am Wasserhahn hängen. Mit einem Schrei versuchte er, dem eiskalten Wasser zu entfliehen, rutschte auf dem nassen Boden aus, schlug sich erst das Kinn am Wannenrand an, landete schließlich auf den Boden und wusste nicht so recht, ob er lachen oder weinen sollte.

Nach dem zweiten Bier ging es Peter wieder besser. Er fragte sich, was Susis so an diesem Forum interessierte. Sie und die Tote hatten nichts, aber auch gar nichts miteinander gemeinsam. Aber beide waren in Lycos iQ aktiv beziehungsweise im Fall von Renate Neumann aktiv gewesen.

Missmutig starrte Peter auf seinen eigenen PC – nicht vorsintflutlich, aber noch aus dem letzten Jahrtausend. Kein Vergleich zu dem Rechner, an dem NoraLovelace ihr Unwesen getrieben hatte. Er hatte auch kein schnelles DSL, nur ein langsames Modem – das zumindest sollte er in absehbarer Zeit ändern.

30.000 Mitglieder – das war nicht schlecht. Obwohl es Sonntag war, kamen die Fragen in schneller Folge herein. Doch als er sie las, traute Peter seinen Augen nicht:

»Warum ist die Bannane krumm?«

»Mein Freund hat mich verlassen. Bin total verzweifelt. Was soll ich tun?«

»Warum ist die Erde rund?«

»Bin Harz IV Empfänger und möchte ins Ausland gehen. Wer bezahlt mir meinen Umzug?«

»Weiß jemand, wie ich meine Rosen nachhaltig von Blattläusen befreie?«

»Wie heiße ich?«

»Brauche bis heute Abend eine Interpretation von Schillers Glocke. Ist lebenswichtig! Bitte helf mir.«

»wie werd ich ganz schnell reich?«

Ich fasse es nicht, dachte Peter ein ums andere Mal, das ist ein Kindergarten. Susi und Renate sind beziehungsweise waren im Kindergarten. Als er kurz vor dem Explodieren war, stellte er selbst eine Frage:

»Warum werden hier so viele dumme Fragen gestellt?«

Innerhalb von fünf Minuten hatte er sieben Antworten: Dreimal »Es gibt keine dummen Fragen, nur dumme Antworten«, dreimal »Das frage ich mich auch« und einmal »Du bist zu früh dran, jetzt ist Kinderstunde«.

»Was für ein Scheiß-Spiel,« dachte Peter, schaltete den Rechner ab und setzte sich in einen Sessel, griff wahllos in den Zeitungsständer und begann zu lesen, ohne dass er wirklich begriff, was er da in Händen hielt. Als die Inhalte schließlich in sein Gehirn drangen, stieß er überrascht einen Pfiff aus. Und dankte Kommissar Zufall für einen heißen Tipp...



Susi war unschlüssig. Waren Männer nun Schweine oder Verbrecher? Oder einfach nur grenzenlos dumm? Den halben Weg nach Hause hatte sie auf Paul geflucht, da war klar, er gehörte in die Kategorie dummes Schwein mit verbrecherischen Tendenzen. Die zweite Hälfte des Weges war sie nicht mehr so sicher gewesen und suchte – wie schon so oft – den Fehler bei sich. Vermutlich hatte sie sich falsch benommen, die Rückweisung provoziert, Peter gar keine andere Wahl gelassen, als sich von ihr abzuwenden. Zuhause angekommen, war erstmal eine Runde heulen und Flucht ins Selbstmitleid angesagt, vorzugsweise in einem Duftschaumbad, mit einem Gläschen Sekt.

Als das Wasser erkaltet, der Sekt ausgetrunken, die erhoffte Verbesserung der Lage aber nicht eingetreten war, suchte Susi Trost im Bett – nur schade, dachte sie, dass es so leer war. Dann schlief sie ein. Leider stellen sich nicht die erhofften erotischen Träume ein, NoraLovelace trieb ihr Unwesen als Hexe, schwenkte ihr Geld und ihren Zauberstab und verwandelte alle Männer in Schweine. Schweißgebadet wachte Susi kurz vor sieben auf.

Sie sah auf die Uhr und rechnete. Sonntag nachmittag, das Wetter so lala, die meisten Lycos iQ User waren unterwegs gewesen, hatten Kaffee getrunken, vielleicht auch schon zu Abend gegessen – langsam mussten wieder ein paar vernünftige User vor ihren Rechnern sitzen. Susi schaltete ihren Rechner ein, meldete sich aber nicht unter ihrem Namen an, sondern beschloss, die Anonymität als Gast zu nutzen, denn ihre Frage empfand sie als heikel:

»Wie bekommt man einen Mann dazu, dass er ernsthaft an einer Beziehung interessiert ist?«

Sie starrte die Frage minutenlang an, kam sich blöd dabei vor, wollte sie wieder löschen, erinnerte sich daran, dass sie ja nur als Gast eingeloggt war, ließ den Finger auf

die Enter-Taste sinken, zog ihn wieder weg, holte tief Luft, schloss die Augen – und drückte die Taste.



»Nuuu, wie war denn Dein Wochenende?«

Ilonka Bühler sah hinter ihrer Kaffeetasse hervor, die Arme auf den Schreibtisch gestützt, das Bild der braven Sekretärin, die ihrer Kollegin mit offener neugier begegnet.

›Alte Stasi-Hexe«, dachte Susi wütend, lächelte und flötete: »Wie so ein Wochenende in Hamburg eben ist. Nasskalt und ziemlich langweilig.«

Sie war neugierig, ob der Trick funktionieren würde, den ihr eine Frau bei Lycos iQ verraten hatte: Immer freundlich, immer adrett, gelegentlich sogar kokett, aber demonstrativ die kalte Schulter zeigen, bis er auf den Knien angekrochen kam. Erfolgchance: Knapp 100%. Das klang gut.

Entsprechend viel Mühe hatte sie sich an diesem Morgen mit ihrem Outfit gegeben: Schicke Klamotten, der Jahreszeit entsprechend, dem aktuellen Wetter nach aber etwas zu kühl, aber Haut war wichtig, dazu dezent, aber verführerisch geschminkt – drei Männer hatten sie in der U-Bahn an diesem Morgen um ein Rendez-vous gebeten, Susi war zufrieden. Und malte sich nun aus, wie dies auf Peter wirken musste, wie er mit leuchtenden Augen und offenem Mund vor ihr stehen würde, sie bewundern, und sie ihm ganz cool den Rücken zuwenden würde.

Es war jetzt neun Uhr, es wurde zehn Uhr, die Uhr zeigt elf, dann zwölf – wer nicht kam, war Peter. Um zwei erschien er, schnaufte wie ein Pferd, sagte zu Susi: »Hol mal die restlichen Sachen aus dem Wagen« und verschwand mit Renate Neumanns PC in seinem Arbeitszimmer. Als Susi die restliche Hardware aus einem Dienstwagen ins Büro trug, sah sie, dass Pauls Schreibtisch leer war. Ob Peters Husten ein Dankeschön enthielt, wusste Susi nicht zu sagen, als sie wieder an ihrem eigenen Tisch saß. Sicher war sie sich nur darüber, dass Peter nicht nur ein Schwein war, sondern auch ein Esel. Ein ganz großer Esel.

Der Tag brachte überhaupt nichts Neues, Peter ließ sich bis zum Abend nicht blicken, Paul blieb verschwunden, und Susi hatte erst eine unbändige Wut, dann war sie mächtig frustriert und am Abend eine ordentliche Erkältung. Und Schuld an allem waren natürlich die Männer. Das war ja wohl logisch.



Peters Versuche, am Sonntagabend mit seinem eigenen Rechner mehr über Lycos iQ, Renate Neumanns Internet-Existenz und die Tendenzen im Web-Bereich zu erfahren, über die er beim Durchblättern seiner Zeitschriften gestolpert war, waren sehr unbefriedigend verlaufen: Seine alte Mühle war einfach nicht mehr zeitgemäß. Ein Blick auf sein Bankkonto überzeugte ihn davon, dass sich daran auf absehbare Zeit auch nichts ändern würde: Seine Ex war so freundlich gewesen, ihn zum Abschied noch einmal so richtig auszuplündern.

In der Nacht hatte er dann den rettenden Einfall: Der Rechner von Renate Neumann bot alles, was er brauchte, nur ein zusätzlicher DSL-Anschluss musste her. Die Genehmigung, den Rechner aus der Wohnung zu holen, bekam er sofort – zusammen mit einer geharnischten Standpauke seines Vorgesetzten, warum das noch immer nicht geschehen war; die benötigte schnelle DSL-Leitung wurde von der IT zugesagt - in vier Wochen wäre sie da. Zehn Minuten und drei Telefonate später war diese Zeit auf vier Stunden geschrumpft.

Montag Nachmittag war es dann soweit: Renate Neumanns PC stand auf seinem Schreibtisch, er war online. Und damit bereit, die wunderbare neue Welt virtueller Realitäten selbst zu erleben, die tausende Mitglieder bei Lycos iQ in ihren Bann zog, die die Redakteure vom Spiegel mutmaßen ließ, das wäre das Ende der Menschheit, jedenfalls das Ende der bekannten Kultur. Peter saß und saß, Peter surfte und surfte, doch sein Gesicht wurde länger und länger. Die Kinderstunde vom Sonntag Nachmittag wich den Hausaufgaben, vermutlich pickelige Pennäler machten sich Gedanken darum, ob sie liebten, ob sie geliebt wurden, wie man lieben konnte, ohne dabei selbst in Erscheinung treten zu müssen. Die intelligenteste Frage, die Peter an diesem Nachmittag fand, lautete: »Machen Nasenpopel dick?« Schon eine Minute später stand die Antwort am Bildschirm: »nein, die sind abwehrkräfte strärkend«. Er musste dreimal hinsehen, doch gegen Abend war klar, ein solcher Rechtschreibfehler spielte im Forum nicht die geringste Rolle. Da wurde er Zeuge einer tiefschürfenden Diskussion: »Sind die Zahlen in der mathematik unendeindlich« lautete die Frage, die zugehörige Antwort war: »Sie sind unendlich. Sogar ziwischen1 und 2 kannst Du undnelich viele Zahlen unterbringen.«

›Die haben die Rechtschreibreform nur deshalb durchgeführt, damit Idioten in diesem Land nicht mehr auffallen,‹ dachte er. Und schalt sich selbst sofort einen Narren: Renate Neumann wäre nie in einem Forum aktiv gewesen, in dem sich nur Idioten herumtreiben. Oder doch?

Der Nachmittag verging, der Abend brach an, irgendwann kam Susi ins Zimmer, um einen schönen Abend zu wünschen, und Peter kam nicht weiter. Die Zeit für Hausaufgaben war am späten Nachmittag zu Ende gegangen, die Art der Fragen hatte sich geändert, doch Peter konnte kein System erkennen. Historische Fragen, Fragen nach dem Abendessen, Suche nach Liedtexten, Unterhaltsfragen von genervten Vätern mit arbeitsscheuen Söhnen, Unterhaltsfragen von arbeitsscheuen Söhnen mit genervten Vätern, rechtliche Fragen, gesundheitliche Fragen, Fragen nach kostenloser Software – und auf jede Frage gab es Antworten.

Was waren das für Menschen, die nichts Besseres zu tun hatten, als vor einem Bildschirm zu sitzen, und darauf zu warten, dass die nächste Frage erschien? Denn gleichgültig, wie unsinnig die Frage auch sein mochte – innerhalb weniger Minuten fand sich jemand, der eine Antwort wusste.

Anfangs gefiel sich Peter in der Rolle des neutralen Beobachters. Kopfschüttelnd zu beobachten, wie in fehlerhaftem deutsch unsinnige Fragen gestellt wurden – es war, als würde man eine Comedy-Show verfolgen. Den einen oder anderen Lacher war es auf jeden Fall wert. Doch als Peter mehr und mehr falsche Antworten las, wollte er eingreifen. Als Gast durfte er zwar Fragen stellen, er durfte aber keine Antworten geben, das war offenbar den Mitgliedern vorbehalten. Zumindest wurde er jedes Mal aufgefordert, sich zu registrieren, wenn er eine Antwort geben wollte.

Nach einer besonders unsinnigen Frage konnte Peter nicht mehr an sich halten, er klickte auf Registrierung und gab die notwendigen Daten ein. Die erste Frage war die nach dem Benutzernamen. Das immerhin hatte er schon festgestellt: Nur wenige waren mit ihrem richtigen Namen vertreten, doch er hatte auch gefühlt, dass er bei jedem Namen versucht hatte, sich die betreffende Person vorzustellen. Wenn sich jemand »ich weiß nix« nannte, hatte Peter wenig Vertrauen in die Qualität der Antworten. Aus den

Fachartikeln wusste er, das vielen Menschen ihre Privatsphäre wichtig war, und Psychologen, die sich als Internet-Experten profilieren wollten, wurden nicht müde, den Punkt herauszustellen, dass der Großteil der Anwender im Internet eine vollkommen andere Rolle spielen wollte. Salopp ausgedrückt: je weniger einer im realen Leben zu sagen hatte, desto größer war sein Bedürfnis, im Internet als der Größte zu erscheinen.

Peter überlegte. Peter Petersen, die grüne Minna, Jerry Cotton. Nichts gefiel ihm. Plötzlich musste er an Paul denken, an das, was er in der Wohnung von Renate Neumann gesagt hatte, und Peter wusste, wie er sich nennen würde. Er hatte Glück, sein Wunsch-Benutzername war noch frei. Die restliche Registrierung nahm keine 2 Minuten in Anspruch, er musste keine Adresse vor allen Dingen keine Kontoverbindung angeben, auch seine sonstigen persönlichen Daten wurden nicht überprüft, nur eine E-Mail-Adresse wurde gewünscht. Nach Eingabe aller Informationen stürzte sich Peter auf sein E-Mail-Programm, wie er es von anderen Internet-Anwendungen kannte, würde gleich eine Bestätigungsmail mit seinem Usernamen und Passwort kommen. Dreimal rief er in den nächsten 5 Minuten seine E-Mails ab, doch die Bestätigung blieb aus. Um nachzusehen, ob er beim Ausfüllen des Anmeldeformulars einen Fehler gemacht hatte, öffnete er wieder das Browserfenster und blickte ungläubig auf die Meldung, die groß und breit von ihm erschien: »Registrierung erfolgreich!« Sein Lycos iQ Konto vermeldete sogar 1.000 Bonuspunkte.

In diesem Abend konnte es sich »Schwarzer.Peter« nicht verkneifen, reihum bissige Kommentare für falsche Antworten zu verteilen...



Susi warf einen Blick aus dem Fenster, dann warf sie einen Blick in den Spiegel und schließlich setzte sie sich auf einen Stuhl und weinte bitterlich. Es war Sommer, doch der Himmel war so grau und trüb, wie es sonst nur der November schaffte, dafür war Susis Nase so rot und verschnupft, wie es allenfalls im Dezember vorkam. Ein tiefer Seufzer entrang sich Susis Brust. Sommer, Zeit für die Liebe, für Flirts, für lauschige Abende. Sie stand auf und öffnete den Kleiderschrank. Diesmal hatte sie wirklich ein Problem: Der Schrank war voll, doch sie wusste nicht, was sie anziehen sollte. Die Wintersachen hatte sie weggeräumt, von den fröhlichen Sommerfarben passte nichts zu ihrer Stimmung, und als sie in ihrer Verzweiflung daran dachte, die dunklen Sachen anzuziehen, die sie auf Renate Neumanns Beerdigung getragen hatte, da wusste sie nicht, ob das Schwarz als Zeichen von Leidenschaft missinterpretiert werden konnte oder ob sie dann den ganzen Tag an Renate denken musste und noch schlechtere Laune bekam. Schwarz kam nicht in Frage.

Obwohl. Schlechtere Laune ging eigentlich nicht und Renate, diese olle Schlampe, war auch so ständig präsent. Je länger Susi darüber nachdachte, desto besser gefiel ihr schwarz. Und so kam es, dass Susi wenig später mitten im Hochsommer das Haus verließ, als wolle sie auf ihre eigene Beerdigung. Vielleicht, dachte sie grimmig, ist ja wirklich etwas in mir am Absterben.

»Nuuuu, wenigstens ordentlich ausgeschlafen?«

Ilonka Bühler sah an diesem Morgen nicht hinter ihrer Kaffeetasse hervor, sondern demonstrativ auf die Uhr. »Ich arbeete schon über eine Stunde,« erklärte sie mit vorwurfsvollem Unterton, »aber wie es scheint, bin ich die einzige. Peter und Paul

glänzen durch Abwesenheit.« Sie schmunzelte boshaft. »Wahrscheinlich missen sie heute ihre Heiligenscheine polieren.«

Susi setzte Ilonka ganz oben auf die Liste der Menschen, die ihr heute gestohlen bleiben konnten, holte sich einen Kaffee, schnappte sich ein paar Akten, verkroch sich damit hinter ihrem Schreibtisch und wartete darauf, dass der Tag vorüber ging. Von Peter und Paul war tatsächlich nichts zu sehen, und Susi wusste nichts von irgendwelchen Terminen. Soviel zu der Möglichkeit, intensiver in die Polizeiarbeit einzusteigen, dachte sie, viel versprochen und nichts gehalten. Susi schloss die Augen und sandte ein Stoßgebet zum Himmel, leider ohne Erfolg: Der Morgen blieb trübe. Durch und durch. Stunde um Stunde.

»Gibt's hier keinen Kaffee? Scheiß-Service.«

Peter stand an der Kaffeemaschine, unrasiert und mürrisch, und Susi registrierte erstaunt, dass er nicht zur Tür reingekommen, sondern aus seinem Büro rausgekommen war.

»Wo kommst Du denn her?« fragte sie überrascht.

Peter deutete mit dem Daumen über die Schulter auf das Büro. »Von da. Und da gehe ich jetzt wieder rein.« Er deutete auf die Kaffeemaschine. »Und wenn ich wieder rauskomme, wäre es nett, wenn hier frischer Kaffee duften würde. Möglichst viel, möglichst stark.« Er schlurfte zurück in sein Büro.

Es war zum Kotzen. Macht Lycos iQ süchtig? Immer wieder war er auf diese Frage gestoßen. Bis Mitternacht hatte er selbst Fragen beantwortet, dann war es ruhig geworden bei Lycos iQ, und er hatte in der Datenbank gestöbert, in der alle Fragen und Antworten aufbewahrt wurden. Dort war er auf ein paar interessante Links gestoßen, hatte in zwei Single-Foren reingeschaut und überlegt, ob er noch einen Kollegen von der Sitte anrufen sollte. Meine Güte! Was war nur mit Sitte und Anstand passiert?

Am meisten ärgerte ihn, dass er schlicht und einfach die Zeit vergessen hatte. Ein bisschen Web-Radio gehört, den einen oder anderen Video bei YouTube angeschaut. Und morgens um fünf die Biographie von Albert Einstein gelesen und versucht, die Relativitätstheorie zu verstehen. Offenbar ein beliebtes Thema bei Lycos iQ. Verdammst nochmal: Sollte das die Informationsgesellschaft sein, von der er Sonntag gelesen hatte?

Ein Sonderheft des Spiegel war ihm wie ein Offenbarung erschienen. Web 2.0, was immer das auch sein mochte, läutete die Renaissance des Internets ein, das bereits Ende der 90er Jahre die Welt revolutionieren sollte, und stattdessen im ersten Anlauf eine Bauchlandung hingelegt hatte, wie es sie in der Geschichte der Menschheit bis dahin noch nicht gegeben hatte. Jetzt herrschte angeblich wieder Goldgräberstimmung, und wenn er an all das Geld dachte, das sie in Renate Neumanns Wohnung gefunden hatten, musste sie auf eine Goldader gestoßen sein. Doch wie sollte man bei all dem Geplapper bei Lycos iQ Geld verdienen können? Und Peter bezweifelte stark, dass sich Renate Neumann über die Feinheiten von Einsteins Relativitätstheorie ausgelassen hatte.

Als er zum zweitenmal zur Kaffeemaschine ging, gab es zwar frischen Kaffee, aber zwei mürrische Weiber dazu: Ilonka sah ihn an, als müsse er sich wegen irgendetwas schämen, was er getan hatte, und Susi sah ihn an, als müsse er sich wegen irgendetwas schämen, was er nicht getan hatte. Wenn Blicke töten könnten, hätte er den Gang zur Kaffeemaschine nicht überlebt.

Als er mit dem Kaffee in der Hand den Computer wieder einschalten wollte, zögerte er. Denk nach, sagte eine innere Stimme. Denk nach, bevor die diesen Kasten wieder anschaltest, und den nächsten Tag und die nächste Nacht dafür opferst, Dich in einer Welt zu bewegen, von der Du nichts verstehst. Also ließ er die Hand vom Einschaltknopf, trank seinen Kaffee und dachte nach.

Er war aber auch zu blöde! Wenn ein Opfer mit Schlangengift getötet wurde, setzte er sich auch nicht hin, um alles über Schlangen zu erfahren, er ging zu einem Experten für Schlangen und Schlangengifte. Der konnte ihm sagen, was er wissen wollte. Und wenn er wissen wollte, was Renate Neumann dazu getrieben hatte, für viel Geld einen schnellen Computer zu kaufen und offenbar viel Zeit davor zu verbringen, dann musste er einen Computerexperten fragen. Nein – keinen Computerfuzzi, der ihm was über Festplatten und Arbeitsspeicher erzählen würde, einen Computer-Informationsspezialisten, einen, der wusste, warum Web 2.0 eine Revolution ist und das Internet die Welt verändert.

Nachdem sich seine Gedanken soweit sortiert hatten, schlug sich Peter heftig gegen die Stirn und hörte im nächsten Moment, wie der Groschen fiel: Im Sonderheft des Spiegel stand alles drin, was man als normaler Mensch über das neue Web wissen musste, und die Redaktion des Spiegel befand sich in Hamburg. Keine halbe Stunde von der Dienststelle entfernt.

»Ich bin mal eben weg,« murmelte er, als er die Höhle der beiden Löwinen passierte, und weil er das Zimmer von Ilonka und Susi schnell durchschritt, sah er auch nicht, wie ihn ein missbilligender und ein enttäuschter Blick begleiteten. Er atmete nur tief durch, als er auf der Straße stand. Und gerade so, als sei er nach der unsinnig durchsurften Nacht endlich wieder auf der richtigen Spur, riss in diesem Moment die Wolkendecke auf und Peter stand im strahlenden Sonnenschein. Vielleicht hatte Ilonka mit den Heiligenscheinen gar nicht so unrecht, aber das konnte Peter natürlich nicht wissen.



»Guten Tag, ich bin der Schwarze Peter und möchte einen Redakteur sprechen, der sich im Internet auskennt.«

Erst der fragende Blick der Sekretärin brachte Peter dazu, nochmal über seine Frage nachzudenken. Verlegen lächelnd holte er sein Dienstmarke heraus.

»Kripo Hamburg, Kommissar Habermann. Ich arbeite an einem schwierigen Fall, war heute Nacht nicht im Bett und bin vermutlich etwas müde. Ich suche einen Redakteur, der an Ihrem Sonderheft über das Internet mitgearbeitet hat und der mir etwas über Web 2.0 sagen kann. Vor allem darüber, was Menschen so daran fasziniert.« Er setzte ein strahlendes Lächeln auf. »Diesmal habe ich mich hoffentlich deutlicher ausgedrückt?«

Die Sekretärin, eine etwas ältere Dame, die eher wie eine in die Jahre gekommene Lehrerin aussah, versuchte einen Gesichtsausdruck aufzusetzen, der mit viel gutem Willen als Lächeln zu interpretieren war, und meinte: »Herr Gomolka dürfte genau der Richtige für Sie sein. Bitte nehmen Sie doch einen Augenblick Platz.«

Marmorboden, Ledersofas, gläserner Couchtisch, und eine Menge Grünzeugs – es war schon erstaunlich, wie häufig man dieser Mischung aus einfallloser Eleganz und

unpersönlichem Ambiente begegnete. Vermutlich wurde jedesmal ein Innenarchitekt fürstlich dafür bezahlt, dass er eine Atmosphäre schuf, in der sich Besucher möglichst unwohl fühlten, ohne dass ihnen auffiel, woran es lag – wahrscheinlich sollten sie für die folgenden Gespräche weichgeklopft werden, ohne einen Grund zu haben, sich zu beschweren.

Peter hatte Glück, er musste nur wenige Minuten warten, dann kam Herr Gomolka: Ein untersetzter Mann, Anfang 50, Nickelbrille auf der Nase, und sommerlich mit Jeans und T-Shirt gekleidet. »Rock-Café San Francisco.«

»Da würde ich jetzt gerne hin,« sagte Peter und deutete auf das T-Shirt.

»Dann lassen Sie uns die Besprechung dort abhalten – die Zeit dafür nehme ich mir.«

»Kein Problem,« antwortete Peter. »Doch Sie müssen den Papierkram mit dem Reiseantrag übernehmen.«

»No way,« konterte Herr Gomolka, »aber falls es sie tröstet: Ich habe eine Espressomaschine bei mir im Büro. Die macht sogar ganz ausgezeichneten Espresso.«

Im Büro von Redakteur Gomolka hatte sich kein überbezahlter Innenarchitekt ausgetobt, vermutlich bekam die Putzfrau einen Risikozuschlag, wenn sie sich in diese Höhle der Kreativität wagte, vorausgesetzt, sie bekam überhaupt die Erlaubnis dazu. So gut wie jeder freie Winkel war mit Büchern, Zeitschriften oder Ausdrucken vollgepackt, auf dem Schreibtisch stand ein Monitor, aber es gab keinen Platz für eine Tastatur, der PC selbst war unter Bergen von Papier verborgen, und nur einige Kabel mochten einem Techniker dabei helfen, den Weg zum digitalen Helfer zu finden. Doch der Redakteur schien kein Chaos zu sein, sondern nur Prioritäten setzen zu können: Die Espressomaschine stand frei auf einem Schränkchen, wie eine in Ehren gehaltene Ikone inmitten des informativen Chaos, und davor standen ein kleines Holztischchen mit runder Marmorplatte und zwei Stühle, Marke Wiener Kaffeehaus. Sehr gemütlich.

Der Espresso war ausgezeichnet.

Peter massierte sich die Nasenwurzel, eine unbewusste Geste, wenn er sich konzentrieren musste. In diesem Fall fiel es ihm besonders schwer, er spürte inzwischen die Müdigkeit, vier Stunden Schlaf am Schreibtisch ersetzten keine Nacht im Bett.

»Ich fürchte,« sagte er, »mit meiner Konzentration steht es heute nicht zum Besten. Ich stecke in einem schweren Fall, habe keine Ahnung, wo ich anpacken soll und hoffe, Sie können mir helfen.« Er stockte. »Aber eine Frage habe ich vorweg: Was sagen eigentlich Ihre Vorgesetzten zu Ihrem Informationssystem?«

»Mein Informationssystem?«

»Ihre Ablage...«

Herr Gomolka lachte schallend. »Informationssystem ist gut, das muss ich mir merken. So hat noch keiner meine Räuberhöhle genannt.« Er sah sich um. »Ganz im Vertrauen. Die, die etwas davon verstehen, sind neidisch. Und die Meinung der anderen interessiert mich nicht.«

Peter hob fragend eine Augenbraue. »Verstehe ich nicht.«

»Verstehen viele nicht.« Herr Gomolka machte eine Geste mit der Hand, die die ganze Unordnung mit einschloss. »Manchmal sage ich, dieses Büro ist ein lebendiges Mahnmal für Objektivität – man darf als Journalist nicht alles glauben, was man gesagt bekommt.«

Peter verstand immer weniger.

»Das papierlose Büro.«

Ein Schulterzucken war alles, was Peter zustande brachte.

»Das papierlose Büro,« erklärte Herr Gomolka, »war eine der großen Lügen der IT-Branche Anfang der 90er Jahre. In all meinen Jahren als Journalist habe ich nur ein einziges Mal ein aufgeräumtes Büro gesehen, in dem auch gearbeitet wurde – beim Hersteller einer Software für Büroorganisation. In allen anderen Fällen gibt es eine direkte Beziehung zwischen dem Grad der Ordnung des Schreibtisches und der Tiefe der Gedanken.«

Peter war weit davon entfernt, irgendetwas zu verstehen.

»Unterhalten Sie sich einmal mit einem Manager, der hinter einem riesigen Schreibtisch sitzt, auf dem nichts weiter als ein Bild seiner Frau steht. Wenn er nicht zu den Entscheidern gehört, die ihr Büro lediglich zum Repräsentieren brauchen, dann wird er ihnen seine wohldurchdachten Gedanken zum Thema Feng-Shui in der deutschen Wirtschaft auseinandersetzen. Nach Geschäftszahlen dürfen sie ihn nicht fragen, die kennt er nicht. Nach Strategien dürfen sie ihn auch nicht fragen, die hat er nicht. Er muss den Schreibtisch genauso leer halten wie seinen Kopf, damit Platz und Übersicht für die fünf Gedanken ist, die er täglich verarbeiten kann.«

Er beugte sich vor. »Wenn Sie dagegen einen Gesprächspartner vor sich haben, der inmitten von Bergen von Büchern und Papier thront, dann dürfen Sie sich auf spannende Diskussionen freuen. Diese Menschen haben keine Zeit zum Aufräumen, weil ihr Gehirn wie eine Maschine ist, die ununterbrochen arbeitet. Denken Sie nur an Helmut Schmid, den letzten guten Kanzler, den dieses Land gesehen hat. Sein Schreibtisch steht vor einer Ikea-Regalwand, die vollgestopft ist mit Papier. Chaos pur. Doch wenn er spricht: Eine Reinheit der Gedanken! Wunderbar. Rauchen Sie?«

Peter sah ihn nur verständnislos an.

»Auch so ein Phänomen unserer Tage. Nichtraucher. Nichtraucher, wohin man sieht. Produzieren keinen blauen Dunst, aber verpesten die Umwelt mit ihren unausgegorenen Gedanken. Nicht umsonst lässt sich Helmut Schmid immer mit Zigarette ablichten. Hilft beim Denken.«

Wo bin ich hier nur reingeraten, fragte sich Peter. Unordnung und ein voller Aschenbecher als Zeichen von intellektueller Überlegenheit. Er verspürte das dringende Bedürfnis nach einem Bett.

»Jetzt sagen Sie mir, wie ich Ihnen helfen kann. Denn zum Kaffeetrinken und Plaudern sind Sie ganz sicher nicht gekommen.«

Peter versuchte, seine Gedanken zu ordnen, lehnte dankend eine hilfreich zum Denken angebotene Zigarette ab, konzentrierte sich, schloss die Augen, um die Gedanken zu sortieren, und fing dann an mit dem Abend, als die Leiche von Renate Neumann gefunden wurde. Er beschrieb ihr einsames Leben in einer Gegend Hamburgs, in der nicht gerade die oberen 10.000 lebten, schilderte den Fund von viel Bargeld, und dass bislang nur bekannt war, dass sich Renate Neumann viel im Internet, genauer bei Lycos iQ aufgehalten hatte, eine Plattform, auf der sich Schüler über Hausaufgaben und Liebesprobleme unterhielten und ein paar Möchtegern-Wissenschaftler ihre Erkenntnisse über Einsteins Relativitätstheorie diskutierten und er absolut keine Ahnung hatte, warum sich so viele Leute auf dieser Plattform tummelten. Dass er die halbe Nacht dort gewesen war, verschwieg er.

»Wie sind Sie auf mich gekommen?« fragte Gomolka.

»Durch das Spiegel Sonderheft zum Thema Web 2.0. Das klang so, als wäre die Welt im Umbruch, ich hatte das Gefühl, zwischen den Zeilen etwas von Aufbruchsstimmung zu spüren, doch wenn ich mich selbst vor den PC setze und ins Internet gehe, stoße ich vor allem auf unglaublich viel Unsinn. Und ich muss gestehen, ich habe noch immer nicht die geringste Ahnung, was die Tote im Internet zu suchen hatte und wie sie zu all dem Geld gekommen ist. Oder anders ausgedrückt: Mir fehlt bislang jede Spur, die mich zu ihrem Mörder führen könnte.«

Gomolka zündete sich selbst eine Zigarette an, und stellt zwei Fragen. »Was wissen Sie über Web 2.0 und wieviel Zeit haben Sie?«

»Nicht viel und sehr viel,« antwortete Peter. »Ich weiß nicht viel, aber ich habe sehr viel Zeit. Soviel Zeit, wie notwendig ist.«

»Gut.« Dann versuchte Gomolka den Beweis anzutreten, dass ein unordentlicher Schreibtisch und Zigaretten ein Zeichen für überragende Intelligenz waren.

»Was ist das größte Problem der Menschheit?«

Peter war genervt. So hatte er sich das nicht vorgestellt. »Meinen Sie seit Adam und Eva oder etwas aktueller?«

Gomolka lachte nicht. »Wenn Sie bei Adam und Eva anfangen wollen, habe ich kein Problem damit. Denn es zieht sich seit dieser Zeit wie ein roter Faden durch die Geschichte der Menschheit.«

Peter überlegte. Adam und Eva. Paradies. Apfel. Vertreibung. Sünde! Das war es! Die Sünde! Und er sagte es auch.

»Ich bin kein Priester, ich bin Journalist,« kam von Gomolka die trockene Antwort.

»Dann ist es die Suche nach Erkenntnis.« Peter strahlte, das war der Kern des Internets. Wer sucht, der wird auch finden.

Gomolka schüttelte den Kopf. »Erkenntnis ist schon besser, aber die Suche nach ihr ist eine Aufgabe, kein Problem. Nein. Das größte Problem der Menschheit ist die Langeweile.«

Nun war es an Peter, verständnislos den Kopf zu schütteln.

»Wäre Eva den ganzen Tag mit der Suche nach Nahrung beschäftigt gewesen, hätte sie vielleicht irgendwann auch die Äpfel des Baumes der Erkenntnis geerntet, aber ohne schlechtes Gewissen. Und sie hätte dem lieben Gott sonstwas erzählt, wenn er ihr hätte verbieten wollen, diese Äpfel zu pflücken, weil sie Hunger hat oder für Adams Wohlergehen sorgen muss. Zur Sünde wurde es erst, weil Eva langweilig war und sie Zeit hatte, ihrer Neugier zu frönen.«

Die erste Zigarette endete als Kippe im Aschenbecher, Gomolka zündete sofort die nächste an. »Wir haben heute die 40 Stundenwoche, eine segensreiche Erfindung, und durch immer neue Steuererhöhungen bemüht sich unsere Regierung, die Menschen über Zweitjobs noch länger zu beschäftigen. Sehr vernünftig.«

»Es hat lange gedauert, bis die Menschen zur 40 Stundenwoche gekommen sind,« widersprach Peter. »Davor war es viel schlimmer.«

Gomolka nickte. »Für einen in der Geschichte der Menschheit unbedeutenden Zeitraum von weniger als 100 Jahren mussten die Menschen durch die Industrialisierung kurzfristig mehr als 40 Stunden pro Woche für ihren Lebensunterhalt arbeiten. Bis auf den Beginn des Industriezeitalters können Sie sich jede beliebige Ära herauspicken:

Menschen mussten nie mehr als 20 Stunden in der Woche arbeiten, um ihren Lebensunterhalt zu erwirtschaften, die restliche Zeit war Freizeit. Selbst die frühen Jäger waren nicht pausenlos auf der Jagd. Es gab genügend Zeit für andere Beschäftigungen.«

Er zog an seiner Zigarette. »Eine der liebsten Freizeitbeschäftigungen war Krieg. Dafür bestand selten eine Notwendigkeit, man ging in den Krieg, weil man mit seiner freien Zeit nichts anzufangen wusste. Weise Herrscher suchten nach anderen Möglichkeiten, ihr Volk zu beschäftigen – die ägyptischen Pharaonen waren mit ihren Pyramiden bis heute unerreichte Wegbereiter. Vollkommen überflüssig, beschäftigte ihr Bau das Volk auf Jahre. Und sorgte so für Frieden und Wohlstand.«

Peter kam sich vor wie im falschen Film.

»Die reichen Länder, in erster Linie Europa, haben seit 60 Jahren Frieden. Schrecklich. Warum schrecklich? Weil die Menschen nichts mit sich anzufangen wissen. Sie arbeiten 20 Stunden in der Woche für sich, nochmal 20 Stunden für den Staat, und die restliche Zeit langweilen sie sich. Einen Teil ihrer Zeit verbringen sie für den Weg zur Arbeit, für die im Haushalt notwendigen Arbeiten, sie fahren in Urlaub, sie unternehmen was am Wochenende. Doch wenn Sie ehrlich sind: Die meiste Freizeit verbringt der Mensch von heute vor dem Fernseher.«

In Peters Kopf überschlugen sich die Gedanken. Was gerade noch intellektuelles Geschwafel war, drang als beginnende Erkenntnis in sein Bewusstsein – die Erinnerung an viel vergeudete eigene Zeit vor dem Fernseher war wie ein Schlüssel.

»Das Problem des Fernsehens als Medium besteht darin, dass es den Zuschauer in eine passive Rolle drängt. Das wissen die Verantwortlichen und suchen schon seit Jahren verzweifelt nach einer Möglichkeit, das Medium Fernsehen interaktiv zu machen. Nicht umsonst sind Spielshows, bei denen Zuschauer mitmachen können, so populär: Selbst wer jahrelang darauf hofft, einen Platz in einer Show zu bekommen, hat zumindest das Gefühl, aktiv zu sein, indem er sich um einen solchen Platz bemüht.«

Gomolka drückte die zweite Zigarette aus, überlegte kurz, ob er eine dritte anzünden sollte, entschied sich dann aber dagegen. »Noch in den 50er Jahren behaupteten Experten, es gebe keinen Bedarf für einen privaten oder persönlichen Computer. Sie dachten immer nur an die Aufgaben, die Menschen haben, und sahen nicht, für welche Aufgaben ein Computer notwendig sein könnte. Sie erkannten nicht, welches Potential der Computer bei der Bewältigung des größten Problems bietet, bei der Bekämpfung der Langeweile. Die Gurus des Internets der ersten Stunde kamen der Lösung dieses Problems schon sehr nahe, wenn auch auf einem vollkommen falschen Weg. Ähnlich wie Marx vor mehr als 100 Jahren, machten sie den Fehler, die Menschen idealisiert zu betrachten, nicht realistisch. Sie sahen die Möglichkeit, Menschen weltweit miteinander zu vernetzen, und glaubten daran, auf diese Art das kreative Potential der Menschheit zu fördern.«

»Und das war falsch?« fragte Peter.

»Ja und nein,« war die klare Antwort des Journalisten. »Web 1.0 oder einfach das Web der ersten Stunde krankte an den fehlenden Möglichkeiten. Einige schlaue Köpfe sahen das enorme Potential, und machten ein Vermögen. Daraufhin kam eine Goldgräberstimmung auf, Investoren bezahlten für alles, was auch nur entfernt mit dem Web zu tun hatte. Bis die Blase Anfang 2000 platzte. Daraufhin waren alle, die Geld verloren

hatten, frustriert, und alle, die noch eine Ahnung hatten, welches Potential im Internet schlummert, hatten kein Geld mehr.«

Er zog mit dem Finger eine imaginäre Linie quer über den Tisch. »Einige Unverdrossene machten weiter, entwickelten neue Ideen und neue Anwendungen und unbemerkt vom Rest der Menschheit wurde das Internet erwachsen. Diese zweite Generation von Anwendungen, mit denen man heute ernsthaft arbeiten kann, das ist Web 2.0.«

Er drehte sich um, suchte und fand ein Stück Papier, suchte und suchte und suchte und fand schließlich auch einen Stift, der aber nicht schrieb, stand auf, ging zum Schreibtisch, holte von dort einen Bleistift, dessen Spitze abgebrochen war, fluchte erneut, und nahm schließlich dankbar den Stift an, den Peter ihm reichte.

»Es gibt,« sagte er und schrieb mehrere Namen auf das Papier, »es gibt heute noch einige Überlebende der ersten Generation von Web-Anwendungen. Amazon, eBay, Yahoo. Ende der 90er Jahre waren das die Hoffnungsträger der Investoren, denn es waren moderne Unternehmen, die das Internet als Plattform für Geschäfte nutzten. Heute freuen sich die Betreiber und Investoren von Amazon, wenn wenigstens kleine Gewinne in einem gnadenlos umkämpften Markt erzielt werden, eBay muss mit dramatischen Verlusten und Rückgängen kämpfen und Yahoo ist ein Bauchladen ohne Konzept. Die Killerapplikationen von heute verkaufen den Menschen nichts, ja, sie bieten ihre Leistungen sogar umsonst an: YouTube, Google, Wikipedia.«

»Wie will man mit diesen Konzepten Geld verdienen?« fragte Peter.

»Bei Wikipedia geben ich Ihnen recht – dort hofft man mittlerweile auf Spenden. Wikipedia basiert auf dem naiven Weltbild, das an das Gute im Menschen glaubt, und hat sogar berechnete Chancen, alten Skeptikern wie mir zu beweisen, dass es dieses Gute tatsächlich gibt. YouTube und vor allem Google aber haben erkannt, wo das große Geld im Internet zu verdienen ist: In der Werbung. Und das das Internet verdammt gute Chancen hat, dem Fernsehen in der Beliebtheitskala den Rang abzulaufen. Und jetzt komme ich zu dem, was Sie vermutlich am meisten interessiert: Zu Lycos iQ.«

Peter hatte schon seit einer Weile interessiert zugehört, jetzt wurde er hellhörig.

»Es gibt zwei Arten, im Internet Geld zu verdienen,« führte Gomolka aus. »Entweder ganz unauffällig, indem man sich möglichst unerkannt eine Goldader sichert, oder so auffällig wie möglich, indem man Marktführer in einem Bereich wird und die Regeln bestimmt. Lycos als Unternehmen ist zu groß, um im Internet irgendetwas unauffällig zu tun, aber zu klein, um wirklich ganz vorne mitzuspielen. Sie sind so etwas wie der ewige Dritte, der sich nehmen muss, was die beiden anderen übriglassen.«

»Gibt es noch größere Foren als Lycos iQ?« wollte Peter wissen.

»Nein,« sagte Gomolka entschieden, »Lycos iQ ist das größte seiner Art. Aber das ist nur eine von vielen Aktivitäten von Lycos.« Er machte ein nachdenkliches Gesicht. »Mit Lycos iQ hat Lycos tatsächlich eine Führungsrolle inne. Nur fürchte ich, wird das nichts nützen, weil es kein Konzept dazu gibt.«

»Das verstehe ich nicht,« bekannte Peter offen.

»Das versteht Lycos auch nicht,« entgegnete Gomolka schmunzelnd. »Das Problem ist verzwickelt. Hinter Lycos steckt Bertelsmann, nicht direkt, aber die wirklichen Entscheider sind die gleichen. Sie kommen aus einer konservativen Welt, haben den Fokus

darauf, Geld zu verdienen, und nutzen dazu die gesamte Bandbreite von Mitteln, die sie aus langjähriger Erfahrung kennen.«

»Das hört sich doch gut an,« meinte Peter.

»Das glaubt Lycos auch. Und wundert sich, warum Lycos iQ so unglaublich viel Geld verschlingt und warum es so unglaublich viel Unruhe in der Lycos iQ Community gibt.«

Jetzt zündete sich der Journalist die dritte Zigarette an, offenbar musste er seine Gedanken nun genauer sortieren.

»Die Grundidee von Lycos iQ basiert auf einem Problem, das immer dringlicher wird: Die Anwender ersticken in der Informationsflut des Internet. Im Prinzip ist das Web eine feine Sache: Wenn Sie eine Frage haben, geben Sie diese in Google oder einer anderen Suchmaschine ein. In weniger als einer Sekunde zeigt Ihnen Google alle Fundstellen, die in Frage kommen – eine Million, fünf Millionen, zehn Millionen Treffer. Wenn die Antwort aber nicht unter den ersten 10 Fundstellen zu finden ist, haben Sie keine Chance – kein Mensch kann sich durch diese Vielzahl von Treffern arbeiten, und wenn Sie es einmal versuchen, geben Sie spätestens nach ein paar Stunden auf und versuchen es nie wieder. Um dieses Problem zu lösen, arbeiten Lycos, aber auch Google und Yahoo an möglichen Alternativen. Und eine davon ist die menschliche Suchmaschine.«

Gomolka zeichnete einen großen Kreis auf das Papier. »Das ist die Information, die theoretisch zur Beantwortung Ihrer Frage zur Verfügung steht. Eine gezielte Frage mit Fragewörtern bringt entweder sofort eine Lösung oder gar keine Lösung. Die systematische Aufbereitung dieser Informationen, also der konventionelle Ansatz, ist eine scheinbar unüberwindbare Aufgabe, wobei man anerkennen muss, dass Wikipedia hier schon sehr weit gekommen ist: Auf der ganzen Welt sind Menschen dabei, Informationen zu sortieren und sie über Wikipedia in eine feste Struktur zu bringen. Es ist eine Aufgabe, die nie abgeschlossen werden kann, doch die Lücken in Wikipedia sind erstaunlich klein.«

Er zeichnete eine Gitterstruktur über den Kreis, was wohl die Ordnung symbolisieren sollte, die Wikipedia in das im Internet enthaltene Wissen der Welt bringen wollte. Dann machte er ein Kreuz neben den Kreis und zog von dort eine Linie mitten in den Kreis.

»Das sind menschliche Suchmaschinen, die es mittlerweile von vielen Anbietern gibt. Lycos iQ ist eine davon – bislang noch mit deutlich besserem Potential als die Konkurrenz, aber auf dem besten Weg dazu, dieses Potential zu verspielen.«

Er trommelte mit dem Stift auf das Papier. »Wie schon gesagt, ist die Grundidee einer menschlichen Suchmaschine einfach: Man stellt als Anwender seine Frage keinem Computer, sondern einer Gemeinschaft von Menschen. Dass dieses Konzept funktioniert, beweist Wikipedia: Die Menschheit ist nicht so geldgierig und egoistisch, wie das immer wieder behauptet wird, ganz im Gegenteil: Die Hilfsbereitschaft ist sogar groß. Vermutlich genauso groß wie das Bedürfnis, im Leben eine wichtige Rolle zu spielen. Diese hilfsbereiten Menschen, die nicht nur hilfsbereit sind, sondern die unter dem größten Problem aller Menschen leiden...«

Gomolka deutete auf Peter und der antwortete automatisch: »Der Langeweile.«

»Genau. Diese Menschen sitzen also daheim oder in ihren Büros vor dem Computer und warten darauf, dass eine neue Frage kommt, die sie beantworten können. Was sie auch tun.«

Peter kniff die Augen zusammen und sah Gomolka skeptisch an. »Hat Renate Neumann ihr Geld mit der Beantwortung von Fragen verdient?«

Der Journalist machte eine wegwerfende Handbewegung. »Für die Beantwortung der Fragen gibt es kein Geld. Der Dank und die Anerkennung des Fragestellers sind Lohn genug. Lycos iQ ist so clever, für die Beantwortung Punkte zu vergeben - Bonuspunkte und Statuspunkte. Die Bonuspunkte können für eigene Fragen eingesetzt werden, je mehr Bonuspunkte als Belohnung gesetzt werden, desto größer die Wahrscheinlichkeit, dass jemand die Frage sieht und beantwortet. So zumindest die Theorie. In der Praxis aber unterteilt sich die Community in Menschen, die lieber antworten, und solche, die lieber fragen, so dass diejenigen, die die meisten Punkte haben, nichts damit anfangen können. Lycos iQ ist immerhin so schlau, die Punkte am Ende des Jahres über eine Spendenaktion einzusammeln und in etwas Bargeld umzuwandeln, das dann für einen guten Zweck gespendet wird.«

Peter hatte sich schon die ganze Zeit gefragt, was er mit seinen Bonuspunkten anfangen sollte. Da er sie geschenkt bekommen hatte, war klar, dass sie nichts wert waren. Jedenfalls nicht in Euro und Cent.

»Das ganze Konzept,« fuhr Gomolka fort, »ist darauf ausgerichtet, beliebige Fragen anzunehmen, sie von Experten beantworten zu lassen, dabei möglichst viel Traffic auf der Plattform zu generieren und diese dann als Medium für Werbung zu nutzen.«

»Genial!« entfuhr es Peter.

Gomolka lachte schallend. »Das haben sich die Macher von Lycos iQ auch gedacht. Ebenso die Verantwortlichen von Yahoo und Google. Wenn es so einfach wäre, hätte Google in Deutschland schon lange eine entsprechende Plattform. Doch es hat seinen Grund, warum der Branchenführer in diesem wichtigen Bereich bislang durch Abwesenheit glänzt. Es ist nämlich nicht so einfach, wie es scheint.«

»Wo liegen die Probleme?« fragte Peter verwundert.

»In der Missachtung der menschlichen Natur. Das ist ein Fehler, der sich immer wieder bitterlich rächt.« Der Journalist lehnte sich zurück. »Die Web-Gurus, sowohl die der ersten Stunde wie auch die Pioniere von Web 2.0 sind für mich von einer rührenden Naivität. Ihrer Meinung nach haben alle User nur das Wohl und die Weiterentwicklung der Menschheit im Sinn, was letztendlich nichts anderes ist als die Grundidee des Kommunismus: Nur die Gemeinschaft zählt. Lycos ist genauso naiv und geht davon aus, dass sich die Anwender darum reißen, kostenlos und kompetent Fragen beantworten zu dürfen. Tun sie aber nicht – jedenfalls nicht in der Masse. Natürlich gibt es Enthusiasten, denen es eine persönliche Befriedigung ist, helfen zu können. Die gab es auch in den Anfangszeiten von Lycos iQ. So wie es bei jeder neuen Einrichtung am Anfang die überzeugten User gibt, die es einfach gut finden, dabei zu sein.«

Er strich die Verbindungslinie zwischen dem Kreuz, das die menschliche Suchmaschine darstellte, und dem Kreis, der das Wissen der Menschheit symbolisierte, durch.

»Ich habe lange überlegt, wo die Probleme von Einrichtungen wie Lycos iQ oder Yahoo Clever liegen. Und der Schlüssel ist die menschliche Langeweile.« Er suchte und fand ein neues Blatt Papier. Zeichnete einen großen Kreis und in diesen viele

kleine Kreise. Und sagte dann: »Das Internet ist eine große Kommunikationsplattform. Eine perfekte Plattform, um bessere und schnellere Geschäfte zu machen. Wenn ich es mit dem Telefon vergleiche, würde ich sagen, auch das Telefon ist ein hervorragendes Medium, um bessere Geschäfte zu machen. Oder wichtige Telefonate zu führen. Doch die Mehrzahl aller Gespräche, die über das Telefon geführt werden, erfolgen aus Langeweile, und je günstiger die Telefonate werden, desto größer wird der Anteil von unsinnigem Geplapper. Im Internet ist genau das gleiche Phänomen zu beobachten: Es gibt einen Kern von wichtigen Anwendungen und ernsthaften Usern, die vor allem bei neuen Projekten zu finden sind. Mit zunehmender Popularität ziehen diese Projekte die gelangweilten Massen an, die nichts anderes suchen als Unterhaltung. Das passiert gerade bei Lycos iQ: Was die Macher von Lycos iQ gemäß ihrer traditionellen Denkweise und ihren bisherigen Erfahrungen nach für einen Erfolg halten, nämlich die steigenden Benutzerzahlen, ist in Wirklichkeit genau das Gegenteil davon: Es drängen Scharen von gelangweilten Usern auf die Plattform, sie verdrängen die alten Anwender, die noch ernsthaft Fragen beantworten wollten, und gieren nach Unterhaltung.«

»Und wo ist das Problem, wenn Unterhaltungsplattformen die Zukunft sind?« wollte Peter wissen. »Im Fernsehen hat nicht Arte den größten Erfolg, das ein anspruchsvolles Programm bietet, es sind die populären Stationen wie RTL, die die breite Masse ansprechen. Je primitiver, desto erfolgreicher.«

»Im Prinzip haben Sie recht, aber da kommen Unterschiede zwischen Fernsehen und Internet zutage: Die fehlende Interaktivität, im Wettbewerb Fernsehen gegen Internet die Achillesferse des Fernsehens, erweist sich in diesem Fall als Pluspunkt: Nicht die breite Masse gestaltet das Programm, denn dann würden wir nur noch selbstgedrehte Videos sehen. Das Fernsehprogramm wird immer noch von Leuten gemacht, die ihr Handwerk verstehen. Die zwar Unterhaltung mit niedrigem Anspruch produzieren, aber das auf vergleichsweise hohem Niveau. Im Web sind die Kunden auch gleichzeitig die Macher, die Anwender gestalten sich ihr eigenes Programm, der Anbieter stellt nur die Plattform zur Verfügung. Der Knackpunkt ist deshalb die Schnittstelle zu den Anwendern.«

Jetzt wurde es wieder spannend, denn Gomolka zündete sich die vierte Zigarette an. »Als Wikipedia als vollkommen freie Enzyklopädie gestartet wurde, waren zunächst alle Experten skeptisch. Ein Werk, in dem jeder eintragen konnte, was ihm gerade gefiel – da konnte ja nur Unsinn dabei rauskommen. Versuchen Sie heute mal, einen Eintrag in Wikipedia zu korrigieren: Technisch kein Problem, bei den meisten Seiten können Sie die Inhalte direkt editieren. Sie verbessern, wie vom System vorgesehen, einen Fehler, freuen sich, dass Wikipedia wieder ein Stück besser geworden ist – und erhalten fünf Minuten später eine Meldung, dass ihre Änderungen wieder rückgängig gemacht worden sind.«

»Haben Sie das versucht?«

Gomolka nickte. »Mehr als einmal. Es gibt eine Menge Fehler in Wikipedia. Somit auch viel zu korrigieren.« Er seufzte. »Es hat eine Weile gedauert, bis ich meinen eigenen Fehler bemerkt habe: Ich habe die Änderungen anonym vorgenommen. Mag sein, ich tat das in bester Absicht, aber in Wahrheit habe ich mich nur in die Liste derer eingereiht, die es aus lauter Langeweile toll finden, zu stören und für Unruhe zu sorgen. Meine Änderungen wurden nicht rückgängig gemacht, weil man sie für falsch hielt,

sondern weil man mit derart vielen Störenfrieden zu kämpfen hat, dass man inzwischen alle anonym vorgenommenen Änderungen wieder rauswirft. Seit ich mich offiziell angemeldet habe, ist mein Fachwissen gefragt.«

Er drehte das Blatt Papier herum. Und malte zwei große Rechtecke darauf. In das obere schrieb er »YouTube«, in das untere »Lycos iQ«.

»Was ist der Unterschied zwischen diesen beiden Einrichtungen?«

Peter hatte keine Ahnung.

»Ich will es Ihnen sagen. YouTube erlaubt es jedem Anwender, Inhalte einzustellen. Diese Inhalte können später über Stichworte abgefragt werden. Stößt dabei ein Anwender auf ein schlechtes Video, ärgert er sich, stößt er auf ein verbotenes Video, kann er es ansehen oder melden. Wird es gemeldet, dann wird es von den Verantwortlichen überprüft und wenn es wirklich anstößig oder verboten ist, entfernt. Aber es gibt keine Community von Anwendern, die in Echtzeit die eingehenden Videos verfolgt, somit gibt es auch keine direkte Kommunikationsschnittstelle zwischen den Anwendern.«

Er deutete auf das zweite Rechteck, das Lycos iQ symbolisierte. »Eine menschliche Suchmaschine ist wie ein Forum, aber mit einem ungleich höheren Traffic. Die Fragen kommen im Minuten-, teilweise im Sekundentakt herein, und es gibt viele Anwender, die online den Eingang der Fragen verfolgen. Vor allem gibt es intensive Kontakte der Mitglieder innerhalb der Community. Das unterscheidet Lycos iQ und alle Suchmaschinen sowie alle Foren von Anwendungen wie YouTube – sie bieten die Chance, das menschliche Miteinander intensiv zu erfahren, was einerseits ihre Stärke, andererseits aber auch ihre Schwäche ist. Oder anders gesagt: Der Erfolg einer solchen Plattform steht und fällt mit der Art, wie es dem Betreiber gelingt, die Kommunikation der Mitglieder zu steuern.«

Er griff nach der Packung mit Zigaretten, hielt jedoch inne und fragte: »Noch ein Kaffee?«

Peter sagte spontan ja – es schien was dranzusein an der Korrelation von Unordnung auf dem Schreibtisch und Intensität der Gedanken.

Gomolka redete weiter, während er den Kaffee zubereitete. »Es gibt Plattformen und Foren, die kommen ohne Moderation aus. Wenn sie so spezialisiert sind, dass sich dort nur Fachleute treffen, gibt es für potentielle Störenfriede kaum einen Ansatzpunkt. Sowie die Themen allgemeiner werden oder die Foren mehr Traffic generieren und somit auch mehr Benutzer anziehen, finden sich die Störenfriede ein. Manchmal sind es einfach nur gelangweilte Menschen, denen es Spaß macht, andere aufzumischen, sie geben unsinnige und provokante Antworten – die Anonymität im Internet macht es möglich. Danach kommen die Weltverbesserer, die gerne missionieren, dann die Vertreter von Randgruppen. Erst sind es Einzelbeiträge, Testballons, und wenn diese nicht entfernt werden, breiten sie sich aus wie ein Krebsgeschwür.«

»Gibt es keine Möglichkeit, dem Einhalt zu gebieten? Etwa durch Moderation? Lycos hat doch Mods.«

Die Diskussion wurde unterbrochen, weil Gomolka die Milch aufschäumen musste, der Lärm war infernalisch. Als sie schließlich den zweiten Cappuccino genießen konnten, sagte Gomolka: »Lycos iQ bietet vom Konzept her alle Voraussetzungen, um die Moderationsaufgaben sogar hervorragend zu lösen. Die Moderatoren kommen aus den

Reihen der User, sind ehrenamtlich tätig und sollten eigentlich die Interessen der anderen User vertreten, die da lauten: Möglichst viel Spaß haben.«

»Dann scheint einiges schiefzulaufen, die Mods genießen bei Lycos iQ wohl keinen guten Ruf.«

»Ich beobachte die Ereignisse bei Lycos iQ genau,« sagte Gomolka. »Bislang hat keine andere Plattform eine ähnlich fortschrittliche Lösung anzubieten wie Lycos iQ. Das Problem ist nicht die Institution der Moderatoren an sich, es sind wieder einmal die menschliche Schwächen.«

Er stand auf und suchte in einem Stapel, kurz darauf kam er mit einem Buch zurück: »Im Westen nichts Neues.«

»Ein Buch, nach dem ersten Weltkrieg geschrieben, erschütternd, aber menschlich unglaublich ehrlich.« Er schüttelte das Buch. »Ein Klasse von Gymnasiasten, die so dumm ist, den Sprüchen ihrer Eltern über die Ehre des Vaterlandes zu glauben, die sich freiwillig meldet und die in den Stellungskriegen zwischen Deutschen und Franzosen aufgerieben wird. Eine der für mich faszinierendsten Figuren ist der Postbote, den alle im Frieden als freundlich und nett kennenlernen, und der mit Beginn des Krieges als Feldwebel eingezogen wird und dem die Macht zu Kopf steigt.«

Er blickte versonnen vor sich hin. »Im Film schikaniert er die jungen Rekruten so sehr, dass sie ihm eines Tages auflauern, ihm eine Decke über den Kopf stülpen und ihm eine ordentliche Tracht Prügel verabreichen. So etwas ist im Internet-Zeitalter – fast möchte ich sagen: leider – nicht mehr möglich. Lycos iQ kämpft mit dem Problem, dass Moderatoren zum erstenmal in ihrem Leben Macht bekommen und diese Macht auch schamlos ausnutzen. Und keiner etwas dagegen unternimmt: Die User nicht, weil sie es nicht können, teilweise herrschen bei Lycos iQ Zustände, wie sie sonst nur in Militärdiktaturen zu finden sind, und bei Lycos selbst will keiner etwas dagegen tun, weil die steigenden Benutzerzahlen einen Erfolg vorgaukeln, der in Wirklichkeit kein Erfolg ist.«

»Warum lassen sich die Anwender das gefallen?«

»Liegt das nicht auf der Hand? Weil das immer noch besser ist als unter der Lange- weile zu leiden.«

»Dann ist Lycos iQ also doch auf dem Weg zum Erfolg?«

Gomolka schmunzelte. »Wer weiß? Vielleicht nicht so, wie das die Verantwortlichen erhofft hatten, den von der menschlichen Suchmaschine ist heute allenfalls noch rudimentär etwas zu spüren. Es sei denn, sie sehen Günter Jauchs „Wer wird Millionär“ als Konkurrenz zum Brockhaus. Gemäß den eigenen Vorgaben hat Lycos iQ die gesteckten Ziele klar verfehlt. Aber der Unterhaltungswert der Streitereien ist hoch – wie eine Kombination aus Dallas, Denver und der Lindenstraße mit der Möglichkeit, sich selbst aktiv einzubringen.« Er dachte nach. »Vielleicht ist das der erfolgreiche Weg in die Zukunft des Internets als Unterhaltungsmedium?« Der Gedanke schien ihm nicht zu behagen, er schüttelte sich, als habe ihm jemand einen Eimer mit Wasser über den Kopf gegossen.

Auch Peter dachte nach. »Gut, ich gebe zu, das Bild in meinem Kopf wird langsam klarer. Aber ich sehe noch nicht, wie Renate Neumann in dieses Bild passt. Offiziell hat sie nichts gearbeitet. Doch sie war viel bei Lycos iQ aktiv. Obwohl da nichts zu verdienen ist, hat sie viel Geld verdient. Wie hat sie das gemacht?«

»Hat sie Rauschgift verkauft?«

»Im Internet?«

»Warum nicht?« Der Journalist lehnte sich entspannt zurück. »Haben Sie sich schon mal überlegt, ob Sie als Polizist betriebsblind sind?«

Peter wollte widersprechen, und musste sich eingestehen, dass er es bei den meisten anderen auch getan hätte. Doch wenn Gomolka so fragte, hatte er sich etwas dabei gedacht.

»Wie meinen Sie das?«

»Nehmen wir an, ich würde Sie auf der Straße ansprechen und Ihnen Drogen anbieten. Da hätte ich doch schlechte Karten. Selbst wenn es mir gelingen würde, davonzu-
laufen, nachdem Sie sich als Polizist ausgegeben haben, könnten Sie mich über meine Beschreibung früher oder später ausfindig machen. Ich könnte Fingerabdrücke hinterlassen, irgendeine verräterische Spur. Doch im Internet? Wenn ich mich irgendwo anmelde, erschaffe ich in diesem Moment eine neue, künstliche Existenz. Ich lasse mir einen Phantasienamen einfallen, melde mich mit einer Mailadresse an, die nur ein paar Minuten auf einem dubiosen Server existiert, ich surfe mit den richtigen Vorsichtsmaßnahmen vollständig anonym. In Google gebe ich „Drogen“ als Suchbegriff ein, und betrete dann ein Forum, in dem die Frage gestellt wird: „Sind Drogen wirklich schädlich?“ Und antworte: „Oh nein, sie verschaffen Dir schöne Träume.“ Lycos iQ bietet die Möglichkeit, private Meldungen zu schreiben, für die ich keine offizielle E-Mail Adresse brauche. Ohne Risiko kann ich mit meinem potentiellen Kunden eine Geschäftsbeziehung aufbauen, und muss mir nur noch ein Verfahren für den anonymen Austausch Ware gegen Geld einfallen lassen – eine der leichtesten Übungen. Kommt mir jemand auf die Schliche, beende ich meine künstliche Existenz und schaffe mir eine neue.«

»So einfach ist das?« fragte Peter verdutzt.

»So einfach ist das,« bestätigte Gomolka.

Als Peter kurz darauf nach Hause fuhr, da tat er das in dem Bewusstsein, den Fall so gut wie gelöst zu haben.



»Wie bekommt man einen Mann dazu, dass er ernsthaft an einer Beziehung interessiert ist?«

Susi hatte vollkommen vergessen, dass sie diese Frage zwei Tage zuvor bei Lycos iQ gestellt hatte. Als sie jetzt den Rechner anmachte, um sich den Frust des heutigen Tages von der Seele zu schreiben, fand sie nach der Anmeldung bei Lycos iQ 12 Nachrichten über neue Antworten auf ihre Frage.

»Zeig ihm die kalte Schulter, wenn er was von Dir will, wird er sich schon um Dich bemühen.«

»Ich hab meinem Schatz gesagt, dass ich ihn liebe, und ihm ging es genauso und jetzt sind wir schon seit 5 Jahren verheiratet.«

»Liebe geht durch den Magen. Klingt abgedroschen, ist aber so.«

»vielleicht hat er angst seine freiheit zu verlieren frag ihn«

In diesem Stil ging es weiter. Bis zur vorletzten Antwort. »Schockier ihn. Wenn er weiter zu Dir steht, will er was von Dir.«

Zuerst fand Susi diese Antwort doof. Warum sollte sie einen Mann schockieren, der sich ganz offensichtlich nicht für sie interessierte? Er sollte sich in sie verlieben. Andererseits: Das Problem lag ja darin, dass er sie nicht mal zur Kenntnis nahm. Am Sonntag war er zugänglich, seitdem war er verschlossen wie eine Auster. Was ziemlich ärgerlich war. Aber auch eine Herausforderung. Der mit List und Tücke zu beugen war.

Sofort stellte Susi die nächste Frage: »Wie schockiert man einen Mann?«

Die ersten unsinnigen Antworten kamen schon nach einer Minute, nach vier Minuten hatte Susi die Anregung, die sie brauchte, danach war sie sehr beschäftigt.



»Nuuu...« sagte Ilonka Bühler am nächsten Morgen, dann sagte sie nichts mehr, ließ nur die Kaffeetasse sinken und sah Susi entgeistert an.

Perfekt, dachte Susi, einfach nur perfekt. Das Wetter war noch immer grauenhaft, aber heute hatte sie sich ganz bewusst für leichte Sommerkleidung entschieden, einen engen Jeans Mini Rock und ein Lila Top, eine Kombination, die ihre Figur recht vorteilhaft zur Geltung brachte. Vier Männer hatten ihr in der U-Bahn mit stierem Blick ins Dekolleté geschaut, wie magisch von den weiblichen Rundungen angezogen, die sich heute nicht verbargen, sondern wie in einer Auslage zur Schau gestellt wurden, nun musste nur noch Peter anbeißen. Doch Susi wollte nicht wie ein Stück Frischfleisch darauf warten, bis sie betrachtet wurde, sie wollte sich präsentieren. Und stürmte, dem Wunsch nach einem schockierenden Outfit entsprechend auf hochhackigen Pumps, direkt in das Büro von Peter und Paul.

»Die zwei sind noch nicht da,« erklärte Ilonka. »Keine Arbeitsmoral, sag ich Dir.«

Tapfer schluckte Susi die Enttäuschung hinunter. Doch jetzt musste sie raus, raus aus dem Büro, weg von Ilonka. Ohne ein Wort zu sagen, rannte sie hinaus auf den Flur, sie wollte sich verkriechen, allein sein, wie eine Maus in eine Höhle kriechen.

Gut 20 Minuten lief sie durch das Gebäude, sah und hörte nichts dabei, 20 Minuten, in den ihr Unterbewusstsein vergeblich versuchte, die verstörten Ebenen des Bewusstseins zu erreichen. Dann rannte sie den Leiter der Pathologie über den Haufen, der gerade mit einem großen Aktenstapel aus einem Büro kam: Der Leiter fiel der Länge nach hin und stieß einen lauten Schmerzensschrei aus, Susi landete bedeutend weicher auf dem kleinen Männchen, und stieß einen lauten Überraschungsschrei aus, und die Akten verteilten sich über den Boden – sie stießen keinen Schrei aus. Sie ließen eher ein dumpfes »Platsch« hören.

Das anschließende »Bonk« entstand, als Susi und der Pathologe gleichzeitig aufstehen wollten und dabei so heftig mit den Köpfen gegeneinander stießen, dass sie sich auf ihre Allerwertesten setzten und sich erst einmal die schmerzenden Köpfe reiben mussten. Beide fluchten kräftig, sahen sich grimmig an – und mussten dann lachen.

»Sie suche ich schon lange,« sagte Susi, teils um etwas zu sagen, teils weil ihr wirklich etwas Wichtiges einfiel.

»Wie es scheint, haben Sie mich gefunden,« erklärte der Pathologe mit mürrischer Stimme. »Sie dürfen mich aber auch gerne das nächstmal in der Pathologie aufsuchen. Das ist für mich weniger schmerzhaft.«

»Dafür lade ich Sie auf einen Kaffee ein – als Schmerzensgeld sozusagen.«

Der Pathologe überlegte. »Eigentlich habe ich keine Zeit. Wie immer viel zu tun.« Er deutete auf die über den ganzen Flur verstreuten Akten. »Doch wenn ich mir bei dem Sturz etwas gebrochen hätte, müsste ich mir die Zeit nehmen.« Er grinste. »Und wenn ich mir den Hals gebrochen hätte, wäre ich jetzt zwar auf dem Weg in die Pathologie, könnte aber überhaupt keinen Kaffee mehr trinken. Ich nehme Ihre Einladung an.«

Gemeinsam sammelten sie die Akten ein, Susi schlug den Weg zur Cafeteria ein, doch der Pathologe drängte zum Haupteingang. »Als Geschädigter habe wohl ich das Recht, das Café auszuwählen. Und mir steht der Sinn nach einem vernünftigen Kaffee.« Er sah Susis überraschtes Gesicht, interpretierte den Ausdruck aber falsch. »Keine Sorge, die Rechnung übernehme ich. Doch wenn ich schon mit einer schönen Frau in ein Café gehe, will ich kein Spülwasser trinken, dann soll es ein Fest der Sinne sein, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Susi wusste nicht, ob er sie auf den Arm nahm, doch er war seit Jahren der erste, der sie eine schöne Frau nannte. Dafür durfte er sie in jedes Café auf dieser Welt entführen – selbst wenn es in Timbuktu lag.

So weit musste sie dann doch nicht gehen, nur wenige Meter von der Dienststelle entfernt gab es ein schönes Straßencafé, wenn auch um diese Zeit und vor allem bei diesem Wetter nur spärlich besetzt. Die Bedienung kam sofort, nachdem sie Platz genommen hatten, genauso flott wurden die beiden bestellten Café Latte serviert.

Susi registrierte mit wachsendem Erstaunen, wie sich der als eher mürrisch bekannte Pathologe ins Zeug legte, einen guten Eindruck bei ihr zu machen. Und fragte sich, ob Peter genauso reagieren würde. Dann hätte sich der Einsatz gelohnt.

Manchmal ist es schade, dass der Gedankenleser noch nicht erfunden wurde, manchmal aber ist es auch ein Segen. Der Pathologe referierte über seinen für Außenstehende eher unattraktiven Beruf, berichtete von Leichen, deren Sezierung besonders schwierig war und wo es praktisch einer Heldentat glich, die Todesursache zu ermitteln, und hielt das strahlende Lächeln Susis für ein Zeichen ihrer regen Anteilnahme an seinen Ausführungen. Susis Gedanken aber waren weit, weit weg – sie drehten sich um Peter, um die Liebe, um erotische Abenteuer, um eine strahlende Zukunft.

»Sie hatten noch eine Frage an mich?«

Es dauerte eine Weile, bis die Worte in Susis Bewusstsein vordrangen. Sie riss sich aus ihren schönen Tagträumen, versuchte sich klarzumachen, wo sie war und was sie wissen wollte, räusperte sich und sagte: »Es geht um einen Fall, den unsere Abteilung gerade löst, und es gibt da ein paar Aspekte, die mir unklar sind.«

Es stand ihr als Sekretärin in keinster Weise zu, Fragen zu einem Fall zu stellen, vielleicht machten sie sich sogar beide strafbar, wenn sie darüber diskutierten, aber das war Susi in diesem Moment gleichgültig. Zu ihrem Glück schien es auch dem Pathologen gleichgültig zu sein, denn er sagte nur: »Fragen Sie, was ich weiß, sage ich ihnen gerne.«

»Renate Neumann, die Frau, die vor etwa zwei Wochen in der Osdorfer Landstraße tot aufgefunden worden war. Obwohl kein erkennbares Fremdverschulden vorliegt, ermitteln wir wegen Mord.«

Mit einem Schlag veränderte sich der zufriedene Gesichtsausdruck des Pathologen, er blickte jetzt sehr mürrisch drein.

»Jetzt haben Sie mir den Tag verdorben.«

Susi sah ihn erschrocken an. »Habe ich etwas Falsches gesagt?«

Er verzog das Gesicht noch mehr. »Sie können mich wirklich alles fragen. Nur nicht zum Fall Renate Neumann.«

Noch eine Stunde zuvor hätte Susi aufgegeben, doch nun war ihr Selbstvertrauen zurückgekehrt. Sie versuchte vorsichtig nachzuboahren. »Dann hat Kommissar Reichelt als recht, bei dem Fall soll etwas vertuscht werden.«

Der Pathologe sah sie mit einem Blick an, der nicht zu interpretieren war. Zweimal öffnete er den Mund, als wolle er etwas sagen, zweimal schloss er ihn wieder. Schließlich holte er tief Luft: »Ich kann Ihnen keine Details nennen, weil ich selbst zu wenig weiß. Ich weiß nur, dass wir in der Pathologie ausdrücklich die Anweisung hatten, nur eine Standardautopsie durchzuführen, sozusagen pro Forma. Es war ausdrücklich nicht erwünscht, dass wir bestimmten Spuren nachgingen.«

»Und das lassen Sie sich vorschreiben?« Susis Empörung war echt.

»Natürlich lassen wir uns das nicht vorschreiben,« entgegnete der Pathologe, der sich in seiner Berufsehre verletzt fühlte. »Wir sind unabhängig und bleiben das auch. Wir haben die Untersuchung sehr sorgfältig durchgeführt und keinen Hinweis gefunden, der auf einen unnatürlichen, gewaltsamen Tod hindeuten würde, wir haben aber auch keine Erkrankung festgestellt, die als Todesursache in Frage käme. Und ich habe natürlich insistiert, denn es kommt nicht alle Tage vor, dass man versucht, mir in meine Arbeit hineinzureden.« Er sah sich um, als würde er Lauscher befürchten. »Das, was ich ihnen jetzt sage, haben Sie nicht von mir gehört. Verstanden?«

Susi nickte.

»Der Fall stinkt. Es ist kein Zufall, dass Kommissar Reichelt mit den Ermittlungen betraut wurde. Wenn Sie mich fragen, weiß er ganz genau, was da passiert ist.«

Er lehnte sich zurück und atmete tief durch. »Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

Susi fand, er hatte eine ganze Menge gesagt.



Stille. Die Art von Stille, die sich nur vor herannahenden Katastrophen einstellt. Die die Sinne schärft. Ein uralter Überlebensmechanismus. Oder die Melodie des Todes. Ein Lied ohne Noten, aber mit beeindruckendem Finale. Einem Finale, das die Bezeichnung Finale wirklich verdient.

Peter hörte sie nicht, die Stille, die ihn umgab. Er hörte nur das Rauschen des Blutes, das in seinen Ohren dröhnte. Er war der Jäger, der seine Beute fast erlegt hat, der kurz vor dem Ziel ist. Peter war im Jagdfieber, fast schon im Bluttausch. Das war ein anderes, ebenfalls archaisches Gefühl, und für viele Ermittler der eigentliche Grund, weshalb sie Polizisten geworden waren. Es war das ultimative Gefühl, besser als ein Orgasmus, viel intensiver. Außerdem hielt es länger an.

Gomolka. Der Redakteur. Er war es gewesen, der Peter auf die richtige Spur gebracht hatte. Rauschgift. Das war der Schlüssel. Renate Neumann war im Rauschgiftgeschäft gewesen, hatte über dieses seltsame Forum ihre Kunden betreut. Kindergarten? Hatte er wirklich geglaubt, Lycos iQ wäre ein Kindergarten? Tarnung. Nichts als Tarnung. Geschickt gemacht, um gar keinen Verdacht aufkommen zu lassen. Oder sie waren alle breit. Und gaben nun im Drogenrausch ihre Eindrücke wieder. Ja, das war es. Die waren alle stoned. Und Renate Neumann hatte sie mit Stoff versorgt. Und ein Vermögen damit verdient. Und den Tod dabei gefunden.

Dieser Typ. Der auf Susis gefakte Fragen geantwortet hatte. Der sogar in die Wohnung der Toten gekommen war. Der mit dem dunklen Kapuzenmantel und den langen Beinen. Der hatte was damit zu tun. Der war der Schlüssel. Vielleicht sogar der Mörder. Auf jeden Fall war er der Letzte, der sie gesehen hatte, als sie noch lebte, oder der Erste, der sie gesehen hatte, als sie schon tot war. Ihn musste er finden.

Susi hatte diesen Typ gedeckt. Jedenfalls war das möglich. Sie hatte kein einziges Mal seinen Namen genannt. Und wer weiß? Vielleicht war sie gar nicht erschrocken, als er so plötzlich an der Tür aufgetaucht war? Vielleicht war das keineswegs überraschend gewesen? Vielleicht hatte sie ihn mit ihrem Schrei gewarnt?

Peter kannte sich inzwischen so gut in Lycos iQ aus, dass er den Namen dieses Unbekannten selbst herausgefunden hatte. Kein Problem. Wenn sogar Kinder und Junkies damit zurechtkamen...

Oststurmflak. Der Typ nannte sich Oststurmflak. War ihm sicher im Drogenrausch eingefallen. Natürlich hatte sich Peter das Profil von Oststurmflak angesehen. Er war ja nicht blöd. Oststurmflak leider auch nicht. Wie hatte Gomolka, der Experte für virtuelle Existenzen, gesagt: »Kommt mir jemand auf die Schliche, beende ich meine künstliche Existenz und schaffe mir eine neue.«

Oststurmflak hatte seiner virtuellen Existenz das Lebenslicht ausgeblasen. »Dieses Mitglied wurde in der Zwischenzeit gelöscht.« Das war 's. Ende der Jagd.

Ha! Der Typ war nicht gewitzt, der war einfältig. Alles im Leben hinterließ Spuren. Das wusste jeder Polizist. War so etwas wie ein polizeiliches Grundgesetz. Auch virtuelle Existenzen hinterließen Spuren. Und seien es virtuelle Spuren. Aber Spuren waren da. Sie mussten nur gefunden werden.

Peters erster Ansatz war ein Flop gewesen. Hilfe bei den Kollegen suchen! Wie hatte er nur so naiv sein können! Der Experte für Computerkriminalität hatte mit einer Flasche Bier und einer Pizza vor dem Rechner gesessen, ein Videospiele gespielt und

irgendwas von gefährlichen Spielepiraten gemurmelt, denen er das Handwerk legen musste. Vermutlich wollten sie die Weltherrschaft übernehmen. Sehr bedenklich.

Spione. Nein. Verräter! In jeder kriminellen Vereinigung gibt es ein paar Unzufriedene. Die bereitwillig ausplaudern, was man wissen will. Ganz naiv hatte Peter, kaum zurück in seinem Büro, unter seinem eigenen neuen Nickname die Frage gestellt, wie man etwas über deaktivierte Mitglieder erfahren kann.

Junge, Junge, da hatte er aber in ein Wespennest gestochen! Wie es schien, starben die virtuellen Existenzen wie die Fliegen. Oder wurden von den Mods gekillt. Gowinda, X.400 - in der realen Welt wären sie als Massenmörder schon lange eingelocht worden, in der virtuellen Welt blieben sie als selbsternannte Hilfssheriffs ungeschoren. Obwohl sie in Seen von virtuellem Blut wateten.

Vielleicht war das ein Vorteil der virtuellen Welt. Kein Toter blieb lange tot. Es war wie bei der Hydra. Gowinda und X.400 führten ihren Kreuzzug gegen einzelne Mitglieder, benahmen sich wie scheinheilige Kreuzritter, die das Recht für sich allein gepachtet hatten, holten mit ihren Schwertern aus, schlugen virtuelle Köpfe ab - und wie bei der Hydra wuchsen für jeden abgeschlagenen Kopf zwei neue nach. Und verspotteten die mordenden Kreuzritter, noch bevor die abgeschlagenen Köpfe zu Boden gefallen waren. Was die beiden Scheinheiligen noch wütender machte. Vermutlich waren auch sie auf Drogen.

Oder berauschten sich an ihrer Macht. Virtuelle Macht. Virtueller Machtmissbrauch. Ein Fall für virtuelle Staatsanwälte. Und virtuelle Richter. Wurde sicher mit virtuellen Freiheitsstrafe nicht unter 5 Äonen bestraft. Gnadenlos.

»Google mal.« So hatte die Antwort auf seine Frage gelautet. Und genau das hatte Peter getan. 4.768 Treffer in 0,07 Sekunden gefunden. Spurensuche leichtgemacht. Kein aufwendiges Nachforschen mehr, einfach über Google das Wissen dieser Welt anzapfen. Oststurmflak mochte seine virtuelle Existenz beendet haben, seine Spuren konnte er nicht verwischen, die hatte Google in seinen Datenspeichern festgehalten. Bit für Bit, Byte für Byte.

Schwarzer Peter. Als ihm aufgegangen war, wie transparent Oststurmflak durch Google geworden war, hatte Peter sofort nach seinem eigenen virtuellen Namen googelt: »Schwarzer Peter.« Und war erschrocken. 259.000 Treffer. Im Bruchteil einer Sekunde ermittelt. Dann hatte er aufgeatmet: Die Antworten bezogen sich auf die Redensart, nicht auf ihn. Er selbst blieb anonym, versteckte sich dank eines allgemein gewählten Namens in der Masse der Treffer. Oststurmflak hatte dieses Glück nicht: Sein Name war einmalig, alle Treffer bezogen sich auf ihn.

Was Peter aber nicht wirklich weiterhalf. Nach einer Stunde hatte er noch nicht einmal die ersten 50 Fundstellen durchgearbeitet, ohne etwas Entscheidendes über Oststurmflak zu erfahren. Nur sein Kopf qualmte. Scheiße. Dachte er.

Im Kino setzte sich so ein Super-Cop an den PC, gab eine Frage ein und schon nach 20 Sekunden hatte er die Antwort. Oder auch nicht, wenn der Bösewicht nach 19 Sekunden die Leitung kappte. Manchmal aber doch. Wenn sich der Film dem Ende näherte.

Peter hatte Zeit genug, doch wenn er realistisch war, nutzte ihm das nicht viel: Er würde Tage oder Wochen brauchen, um wirklich etwas über Oststurmflak zu erfahren.

Der gläserne Mensch. Schreckensbild aller Datenschützer. Zwei Meter Glas waren so stabil und so undurchsichtig wie eine massive Betonwand. Mit herkömmlichem Aktenstudium kam er nicht weiter, und etwas anderes war es nicht, die Treffer in Google von Hand durchzusehen. Im Geiste verfluchte er seinen Kollegen von der Abteilung Computerkriminalität, der ihn zwang, diese Arbeit selbst zu machen, doch im Stillen dankte er ihm für eine Anregung: Peter ließ sich eine Pizza und ein Bier zum Haupteingang des Polizeipräsidiums bringen. Und dachte nach. Während er auf die Pizza wartete, während er sie verspeiste, und während er anfang, sie zu verdauen.

Er bewegte sich in einer neuen Welt mit neuen Regeln. In seiner alten Welt gab es reale Existenzen, in der Neuen waren sie virtuell. In der realen Welt gab es Regeln und Begrenzungen, die neue virtuelle Welt schien regel- und grenzenlos zu sein. Ein virtueller Wilder Westen, in dem schwertschwingende Kreuzritter den Cowboys die Köpfe abschlugen. Und dafür von virtuellen Hydras verspottet wurden.

In seiner, Peters, realen Welt als Polizist war es wichtig, Spuren zu finden. Und diesen Spuren nachzugehen. Oft gab es nur Andeutungen von Spuren, man brauchte eine Theorie, und viel Geduld, um aus diesen Spuren ein Bild zu formen. In der neuen Welt brauchte man nur einen Suchbegriff in Google einzugeben, und bekam sofort tausende von Spuren. Das Google-Super-Puzzle. Wobei er Glück hatte, dass sein Puzzle nur aus 4.768 Teilen und nicht wie bei Google sonst üblich aus Millionen von Puzzleteilen bestand.

Puzzle. Das war das Stichwort. Der Pizza sei Dank. Was er brauchte, war ein Werkzeug, um die Puzzleteile zu einem Bild zusammenzufügen. Wie machte man das? Wo fand sich ein solches Tool? Was er brauchte, war ein Hacker. Und zwar schnell.

Nicht die Pizza, das Bier beflügelte ihn: »Ich brauche einen Hacker.« Enter. Er hatte das »i« am Anfang vergessen. »ch brauche einen Hacker.«

»Meinten Sie: ich brauche einen Hacker«. Google dachte mit. Und lieferte 136.000 Treffer. Wieder das gleiche Problem: Nach zwei Stunden war Peter keinen entscheidenden Schritt weiter. Er hatte nur viel über Pornographie im Netz erfahren.

Peter musste lachen. Vielleicht hatte sein Kollege in der Abteilung Computerkriminalität recht, wenn er sich auf ein gefährliches Videospiele konzentrierte - eine falsche Suchanfrage und er hatte Arbeit für die nächsten 5.000 Jahre.

Lycos iQ. Das Kinder- und Junkie-Forum. In dem sich auch Spezialisten tummelten. »Wo finde ich was über Hacker?« Schon 10 Minuten später eine brauchbare Antwort: Ein Link zu angeblich »gut funzenden« Tools.

Fett und breit leuchtete ihm Augenblicke später das Logo einer Computerzeitschrift entgegen, und ein Redakteur erklärte in aller Ausführlichkeit, welche Werkzeuge man keinesfalls einsetzen durfte. Streng verboten. Mit Link zum Download.

Eine halbe Stunde später hatte Peter alles, was er brauchte. Aus dem Schwarzen Peter war der Schwarze Hacker geworden.

Vielleicht, so dachte er, sollte ich mich in der Abteilung Computerkriminalität bewerben. Das macht Spaß. Das war kurz nach Mitternacht.

Vielleicht, so dachte er, ist die Grundidee von Lycos iQ gar nicht so dumm. Er hatte erneut Hunger und Durst bekommen, aber keine Lust auf eine weitere Pizza, war von Google mit vielen Treffern, aber wenig brauchbaren Antworten auf seine Frage nach Alternativen überschüttet worden, und war in Lycos iQ auf seine Frage, wo man um

diese Zeit in Hamburg noch was zu Futtern bestellen kann, aber keine Pizza! an einen Chinesen verwiesen worden. Mit exakten Angaben, was er um diese späte Stunde zu bestellen habe. Außer Kindern und Junkies und Hackern gab es auch Feinschmecker auf dieser Plattform, der Tipp war klasse. Das war kurz nach drei.

Vielleicht, so dachte er, ist es kein Wunder, dass die Polizei mit Computerkriminalität völlig überfordert ist. Sie denkt noch viel zu regional. Er, der Schwarze Peter, war inzwischen dabei, als Black Peter in der internationalen Hacker-Szene eine feste Größe zu werden. Und er musste sagen, die waren wirklich hilfsbereit, die Cracks aus USA und Australien, mit denen er das eine oder andere Problem besprach. Das war kurz nach fünf.

Morgens um sieben war Peters Welt mächtig in Ordnung. Er hatte einen Roboter konfiguriert, der Jagd auf Oststurmflak machen sollte. Das Grundgerüst hatte ihm ein Neuseeländer empfohlen, der den amerikanischen Programmierer, einen Ex-Mitarbeiter der CIA, über ein chinesisches Forum kennengelernt hatte, und ein Palästinenser, dem wohl langweilig war, half Peter bei der Konfiguration. Als beide nicht mehr weiter wussten, kontaktierte der Palästinenser seinen Freund Yossele in Tel Aviv. Der war Hacker, Pizzabäcker und freier Mitarbeiter der Mossad. Und hatte Ahnung. Vom Pizzabacken und vom Hacken.

Peters Weltbild unterlag in dieser Nacht der einen oder anderen Veränderung.

Sein Roboter meldete sich stündlich mit kurzen Statusberichten, und Peter staunte. Die 4.768 Treffer, die Google gemeldet hatte, waren ihm schon viel erschienen. Dabei waren sie nicht mehr als die Spitze des Eisbergs. Google erfasste keineswegs alle Web-Seiten, wie er geglaubt hatte. Google erfasste sehr viele Web-Seiten, mehr als alle anderen Suchmaschinen. Aber eben nicht alle. Teils, weil es schlicht zu viele Seiten im Web gab, teils weil Google - bildlich gesprochen - vorher anklopfte und fragte, ob der Eintritt erlaubt war. Sagte eine Web-Seite: »Robots müssen draußen bleiben!«, dann zog der Indizierungs-Roboter von Google wirklich weiter. Außerdem dauerte es eine gewisse Zeit, bis die gefundenen Seiten im großen Google-Suchindex zu finden waren.

In anderen Suchmaschinen zu suchen, so lernte Peter schnell, brachte nichts. Google beherrschte 90% des Marktes und ließ allenfalls noch Platz für spezialisierte Konkurrenten.

Aber sein Roboter, den ein Amerikaner programmiert, ein Neuseeländer empfohlen, ein Palästinenser mit Hilfe eines israelischen Freundes von der Mossad für ihn, den Hamburger Kommissar, konfiguriert hatte, sein Robot, den er Otto den Ersten getauft hatte, der war nicht so wohlgezogen wie der Google-Bot. Traf Otto der Erste auf den Hinweis »Robots müssen draußen bleiben!«, war er schon drin, ehe die Web-Seite wusste, wie ihr geschah. Was Black Peter mit Ottos Hilfe so en passant erfuhr, hätte die Staatsanwaltschaft locker für das nächste Jahrzehnt mit Arbeit versorgt.

Um neun fragte sich Peter, ob er, in all seiner Euphorie, nicht selbst in Kürze ein Fall für den Staatsanwalt sein würde. In Deutschland war so gut wie alles, was Spaß machte, verboten und was er da tat, machte mächtig viel Spaß, war also sicher mega-verboten. Na und, dachte er sich nach kurzer Überlegung, dann setze ich eben einen neuen Robot auf die Staatsanwaltschaft an. Dann können die mich mal.

Pünktlich um 11:34 begann das, was Peter im Nachhinein als Verkettung unglücklicher Umstände bezeichnen sollte. Um 11:34 Uhr öffnete sich die Tür zu seinem Büro

und Peter hörte Susis Stimme, die zunächst erstaunt feststellte: »Du bist ja doch da!« Und dann mit fröhlichem Unterton hinzufügte: »Ich habe etwas Wichtiges erfahren!«

Peter sah auf, genervt ob der Störung, und stieß einen Schrei aus, so laut, überrascht und schmerzvoll, dass er selbst erschrak: »Wer hat das getan?« stammelte er schließlich.

»Wer hat was getan?« fragte Susi zurück.

»Dein Haar!«

»Das war mein Friseur.«

Da geht sie hin, dachte Susi, meine Überraschung. Die schönen, langen, blonden Haare, sie waren zu einem kurzen, strubeligen, burschikosen Etwas geschrumpft. Ein Etwas, das bei Peter ganz offensichtlich nicht den gewünschten Effekt erzielte. Mit großen Augen und offenem Mund stand Peter auf, wankte wie ein Zombie auf Susi zu, griff dahin, wo sich noch zwei Tage zuvor die blonde Pracht befunden hatte, und krächzte: »Was ist passiert?«

»Ich hatte einen Zusammenstoß mit dem Pathologen.«

»Und dabei hast Du Deine Haare eingebüßt?«

»Nein! Die hat mein Friseur abgeschnitten. Aber der Pathologe hat mir etwas Interessantes gesagt.«

Das war um 11:38. Eigentlich hatte Susi um 11:39 Uhr Peter von ihrem Gespräch mit dem Pathologen erzählen wollen, doch sie kam nicht dazu, weil das Telefon klingelte.

»Kommissar Habermann am Apparat, was kann ich für Sie tun?... Paul?... Wo steckst Du denn?... In der Kardiologie?... Im Herzzentrum?... Als Patient?... Was um Himmels Willen tust Du da?... Ein Unfall?... Was ist passiert?... Erzählst Du mir, wenn ich da bin?... Wo genau liegst Du denn?... Zimmer 238?... Ich komme.«

Peter legte auf. Susi stand über den PC gebeugt und Peter fauchte sie an: »Weg da!«

»Spielst Du ein Video-Spiel? Das kenne ich noch gar nicht.«

»Ich spiele kein Video-Spiel!«

»Und was hat dann der Totenkopf zu bedeuten? Mit den gekreuzten Knochen?« Entgegen Peters Befehl beugte sich Susi noch ein Stück näher zum Monitor: »Und der Meldung: Ihre Festplatte wurde gerade gelöscht?«

Peter war immerhin so geistesgegenwärtig, sofort den Netzstecker zu ziehen. Das war um 11:42.

Um 11:45 Uhr hatte sich sein Puls soweit beruhigt, dass er wieder normal atmen konnte, um 11:46 reichte es sogar für einen Anschiss von Susi und den ernstgemeinten Rat, wenn sie sich seinem Rechner noch einmal auf weniger als zwei Meter nähern würde, würde ihr Kopf dem Beispiel der Haare folgen und radikal gekürzt werden, um 11:48 Uhr schloss Peter den PC wieder an den Strom an, entfernte aber sicherheitshalber das Netzkabel und schaltete den Rechner ein, und um 11:49 Uhr starrte er auf einen überwiegend schwarzen Bildschirm mit der Meldung: »No System installed.«

Dann machte Susi einen entscheidenden Fehler. Sie sagte: »Mein Nachbar kann sicher helfen.«

Peters verbale Explosion ließ Susi schreiend aus dem Zimmer stürmen und in der relativen Sicherheit hinter ihrem eigenen Schreibtisch in Tränen ausbrechen. Der Versuch von Ilonka Bühler, aus Susi herauszubekommen, was passiert war, erwies sich als überflüssig - Peter schrie am Telefon einen Techniker der IT-Abteilung an, er solle

seinen faulen Arsch in Bewegung setzen und seinen, Peters, Rechner wird in Ordnung bringen, sonst könne er, der Techniker, sich morgen früh einen neuen Job suchen.

Um 11:55 Uhr knallte Peter den Hörer auf die Gabel, um ihn um 11:56 Uhr wieder aufzuheben und zu brüllen: »Haben Sie Ihren Arsch noch immer nicht in Bewegung gesetzt?... Ach Du bist es... Nein, nichts Schlimmes. Hab mich nur gerade geärgert... Ja, ich komme, bin schon auf dem Weg... Wen soll ich mitbringen?... Muss das sein?... Na schön, wenn Du meinst...«

Er verließ sein Büro, sagte zu Ilonka Bühler: »Gleich kommt ein Techniker vorbei, der den PC wieder in Ordnung bringt. Sagen Sie ihm, heute Abend muss alles wieder laufen. Sonst kann er was erleben!«

Dann sagte er zu Susi: »Komm. Paul will Dich sehen.«

Pünktlich um 12:00 Uhr kehrte im Büro wieder Ruhe ein, die Ruhe nach dem Sturm. In Wirklichkeit hatten sie nur das Auge des Taifuns erreicht, in dem eine trügerische Stille herrscht.



Das Polizeirevier befand sich am Bruno-Georges-Platz, das Herzzentrum in der Martinstraße. Luftlinie keine drei, per Straße keine vier Kilometer auseinander. Doch es waren hanseatische Entfernungen. Paul konnte, mitten in der Stadt, weniger als zehn Minuten von seinem Arbeitsplatz, dem Polizeipräsidium, mit Dutzenden erfahrener Fahnder, unerkannt in der kardiologischen Abteilung des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf liegen, und Peter konnte, weniger als einen Meter von einer zwar haaremäßig gestutzten, nichtsdestotrotz überaus attraktiven Susi entfernt so schweigen, als habe er die Stimme verloren.

Am Ende der kurzen, Susis Empfinden nach aber schier endlosen Fahrt stellte Peter den Wagen, einen dunkelblauen 3er BMW, direkt vor dem Haupteingang des Krankenhauses ab, legte seinen Dienstausweis hinter die Windschutzscheibe, stieg aus, schloss die Tür ab und ging die Treppe zum Haupteingang hoch. Erst als er einen Rest von Ritterlichkeit beweisen und Susi die Tür aufhalten wollte, stellte er fest, dass Susi gar nicht neben ihm stand. Verdutzt sah er sich um: Sie war nicht verschwunden, sie saß noch immer im Wagen.

Schwerfällig ging Peter zurück, schloss die Beifahrertür auf und brummte: »Komm.«

Susi machte keinerlei Anstalten, auszusteigen. Peter beugte sich zu ihr hinunter: »Was ist denn los?«

Susi wandte ihm den Kopf zu, sah ihn aus tränenfeuchten Augen an und sagte: »Nichts. Nichts ist los. Überhaupt nichts.«

Peter stützte sich auf Türrahmen und Autodach, schloss die Augen und sagte: »Ich bin müde. Verdammt müde.«

»Und das gibt Dir das Recht, mich anzuschreien, mich herumzustoßen, mich zu behandeln, als wäre ich Luft?«

Peter antwortete nicht, trat nur ein Stück zur Seite und ließ Susi aussteigen. Diesmal zeigte sie ihm die kalte Schulter, stieg die Treppe zum Haupteingang empor, um dort irritiert und allein vor der Tür zu stehen. Peter war noch immer beim Wagen, stand über das Dach gebeugt. Und rührte sich nicht, als Susi nach ihm rief.

Sie ging zurück, weckte den Schlafenden und zog ihn hinter sich her die Stufen hoch.

»Was fehlt ihm denn?« fragte der Pförtner. Peter stand schwankend wie ein Zombie im Flur, während Susi nach dem Weg fragt.

»Ich weiß nicht genau, was ihm fehlt,« meinte Susi. »Vielleicht eine Mütze voll Schlaf, vielleicht ein aufmunternder Tritt in den Allerwertesten.«

»Aha,« antwortete der Pförtner und fragte lächelnd: »Frisch verheiratet?«

Statt zu antworten verdrehte Susi nur die Augen.

In der Halle blieb sie vor einem Kiosk stehen, um einen Strauß Blumen zu kaufen. Peter murmelte noch: »Paul braucht keine Blumen«, dann suchte er die nächste Bank.

Als Susi wenig später mit einem bunten Sommerstrauß zu ihm trat, hätte sie große Lust gehabt, ihm einen Kübel Wasser ins Gesicht zu schütten. Stattdessen legte sie den Strauß vorsichtig neben Peter auf die Bank und ging zurück zum Kiosk.

Der verführerische Duft frisch aufgebrühten Kaffees stieg Peter in die Nase und weckte ihn.

»Vielleicht wirst Du davon wieder munter.«

Peter trank. Und er tat noch mehr. Mit halbgeschlossenen Augen musterte er Susi genauer. Lange Haare bei einer Frau – jeder Mann mochte das. Da war sich Peter sicher. Lange Haare waren gleichbedeutend mit Weiblichkeit. Sie abzuschneiden - das war, als würde man die Frau ihrer Weiblichkeit berauben. Schritt die Frau selbst zu dieser schrecklichen Tat, war das ein Alarmsignal ersten Ranges. Die Frau wollte etwas in ihrem Leben verändern und fing mit den Haaren an. Peter hatte diesbezüglich mit früheren Freundinnen leidvolle Erfahrungen gemacht. Erst trennten sie sich von ihren langen Haaren, dann von ihm.

Nun - Susi und er waren nicht miteinander verbandelt, von einer Trennung konnte also keine Rede sein. Ihre langen Haare waren schön gewesen. Schön und leider auch etwas kindlich. Jetzt sah sie aus wie Struwelpeter: Es gab keine Kanten, einige Haare fielen über die Augen, einige standen auf der Schulter auf; insgesamt waren sie gestuft, doch es waren keine Stufen zu sehen. Die Haare waren einfach da. Und betonten Susis Augen. Klare, blaugraue Augen, mit Cajal deutlich umrahmt. Die Tränen hatten die Farbe verwischt und Susi hatte einen melancholischen Zug um die Lippen. Eine wunderschöne Frau, dachte Peter, eine Schönheit, die gerade erblüht. Dazu ein Herz aus Gold. Ein guter Kumpel. Ein liebenswerter Kobold. Mein Kobold?

Peter versteckte sich hinter seinem Kaffeebecher, verkrampte sich, drückte den Becher zusammen, so dass ihm der Rest des Kaffees über die Hand lief.

Susi sah es und schüttelte den Kopf. »Ich glaube, Du gehörst wirklich ins Bett.«

Peter nickte. Und gestand sich ein, dass er dabei nicht nur an den fehlenden Schlaf dachte.

Paul saß in seinem Bett, die Rückenlehne hochgestellt, begrüßte Peter mit einem kurzen Kopfnicken und starrte Susi an, als sähe er sie heute zum ersten Mal.

»Mein Gott,« sagte er schließlich, »Du bist ja wunderschön.«

Susi strahlte, sah zuerst verlegen zu Boden, dann zu Peter, woraufhin der höchst interessiert seine Fingernägel betrachtete.

Paul lag in einem Dreibett-Zimmer, weiße Wände, weißes Bett, weißes Nachtkästchen. Ein Bett war unbenutzt, eines zerwühlt, aber verlassen. In einer Ecke stand ein Fernseher. Paul schaltete ihn mit der Fernbedienung aus.

»Was gibt es Neues?« fragte er, doch Susi sagte: »Erzähl erst Du, was passiert ist. Wir haben seit Sonntag nichts von Dir gehört!«

»Da gibt es nicht viel zu berichten,« sagte Paul. »Ich wollte am Sonntag nach Hause fahren, in einer Seitenstraße kam mir ein Wagen entgegen, dann wurde es eng und dann hat es geknallt.«

»Schlimm?« fragte Peter.

Paul schüttelte den Kopf. »Blechscha-den. Meine Tür hat's erwischt, beim anderen ist der Kotflügel eingedrückt. Nichts Tragisches.«

»Was machst Du dann hier im Krankenhaus? Noch dazu in der Kardiologie?«

»Wenn ich das wüsste,« sagte Paul. »Wenn ich das nur wüsste.«

Er wusste es, wollte es aber nicht wahrhaben. Extrem hoher Blutdruck, nach dem Unfall hatte er Anzeichen eines Schocks gezeigt, sein Unfallgegner hatte einen Krankenwagen gerufen und der Notarzt hatte Paul sofort in die Herzklinik gebracht - Verdacht auf einen Herzinfarkt.

»Bis zum Unfall ging es mir gut,« beteuerte Paul, nachdem Peter von einem der behandelnden Ärzte die Wahrheit erfahren hatte, »doch seitdem stopfen sie mich mit Medikamenten voll. Dementsprechend schlecht geht es mir.«

Als Sofortmaßnahme hatte Paul am Unfallort eine Nitro-Tablette bekommen – Nitroglycerin, das die Blutgefäße erweitert und so das Risiko eines Infarkts vermindert. Mit der unangenehmen Nebenwirkung, dass der Patient das Gefühl hat, sein Schädel würde gleich explodieren. Jetzt bekam Paul herzstabilisierende Medikamente und wurde von einer Untersuchung zur nächsten geschleppt. Vor Ende der Woche würde er nicht entlassen werden, und dann würde er eine Woche krankgeschrieben sein. Der Arzt meinte, es wäre vermutlich knapp gewesen, Paul war der Ansicht, sie wollten ihn nur aus dem Verkehr ziehen. Und das Rauchen hatten sie ihm natürlich auch verboten.

»Wie läuft es mit den Untersuchungen?« wollte Paul wissen, nachdem der Arzt endlich gegangen war. Peter machte ein verdrießliches Gesicht, dachte an die Panne mit dem PC und holte gerade Luft, um zu antworten, als Susi schnell sagte: »Wir kommen gut voran. Aber Du bist jetzt krank und kümmerst Dich darum, wieder gesund zu werden, während wir uns darum kümmern, den Fall zu lösen.«

Ab da gelang es weder Peter noch Paul, irgend etwas über den Fall Renate Neumann zu sagen. Susi brachte die Sprache immer wieder auf Pauls Gesundheit. Nach zwei Stunden verließen die Beiden Paul – mit der Bitte, sich um seine Katze zu kümmern, die seit Sonntag ohne Futter war. Ein Wohnungsschlüssel war bei einer Nachbarin.

Am Wagen zog Peter hinter der Windschutzscheibe ein Knöllchen hervor. »Wenn wir gerade eine dienstliche Besprechung hatten,« sagte er, »kann ich den Wisch hier vergessen. Wenn wir nur einen Krankenbesuch absolviert haben, muss ich bezahlen.« Er sah Susi an. »Jetzt mal im Ernst: Was sollte die Show gerade eben?«

Statt zu antworten, griff Susi nach dem Strafzettel und sagte: »Ich bezahle.«

Peter hielt den Strafzettel fest, löste mit sanfter Gewalt Susis Hand, und zerriss das Papier in kleine Stücke, die er wie Konfetti in die Luft warf.

Er sah Susi mit ernstem Blick an. »Dir ist schon klar, dass Du es nur der guten Erziehung von Paul und mir zu verdanken hast, dass wir Dich gewähren ließen und nicht über den Fall gesprochen haben. Das holen wir telefonisch nach, wenn Du nicht dabei bist. Was aber nun zur Folge hat, dass Du nicht mehr informiert wirst. Warum also hast

Du das getan? Paul wollte Dich bei dieser Besprechung dabei haben, und nur ihm zuliebe habe ich Dich mitgenommen. Und nun sowas. Sag mir einfach, warum.«

Susi schluckte, holte tief Luft und sagte: »Weil ich glaube, dass Paul der Hauptverdächtige ist.«



»Du spinnst!«

»Glaubst Du?«

Peter und Susi waren vom Krankenhaus nicht ins Präsidium zurückgekehrt, sondern in ein Café an der Binnenalster gefahren. Ausnahmsweise schien an diesem Tag einmal die Sonne, das Café war entsprechend gut besucht, die beiden mussten sich leise unterhalten. Was sowohl Peter als auch Susi schwerfiel. Denn Susi zeichnete ein Bild von Paul, das Peter ganz und gar nicht gefiel.

»Wenn Ilonka Bühler wirklich auf Peter angesetzt ist, bedeutet das noch lange nicht, dass Paul wirklich etwas ausgefressen haben muss,« erklärte Peter nicht zum ersten Mal an diesem Nachmittag. »Jeder, der sich für das Gesetz einsetzt, riskiert auch, mit ihm in Konflikt zu geraten. Nur mit legalen Methoden den Kampf gegen das Verbrechen aufnehmen zu wollen, ist so, als würde man mit auf den Rücken gebundenen Armen in den Ring steigen, um gegen einen Box-Champion anzutreten, der dieses Handikap nicht hat.«

Susi schob ihren Café Latte ein Stück zur Seite und beugte sich vor. »Zum letzten Mal: Ich spreche hier nicht über irgendwelche Untersuchungen, wie sie ständig stattfinden, ohne dass der Betroffene etwas davon weiß oder irgend etwas davon bekannt wird. Ich spreche hier von einem Verdacht gegen Paul, den schon die Spatzen von den Dächern pfeifen. Nämlich dem, das Paul etwas mit Renate Neumanns Tod zu tun hat.«

»Du weißt genau, dass er nur hinzugezogen wurden, weil Kollege Meyer in Urlaub wollte.«

»Ja,« bestätigte Susi, »da erinnere ich mich recht lebhaft daran. An dem Abend bin ich nämlich sitzengelassen worden. Zufällig weiß ich aber auch, dass die Urlaubspläne von Meyer erst gereift sind, nachdem er die Tote gefunden hat.«

Peter zog erstaunt die Augenbrauen in die Höhe. »Wo hast Du denn dieses Gerücht her?«

Susi antwortete in verschwörerischem Ton: »Es ist kein Gerücht, ich hab´s aus zuverlässiger Quelle. Der Urlaubsantrag wurde nachgereicht.«

»Warte mal,« sagte Peter. »Paul hat doch selbst gesagt, es wolle ihm jemand etwas anhängen. Meinst Du, Meyer ließe sich zu so etwas herab?«

»Du meinst, ein Kilo Kokain aus der Asservatenkammer zu holen, es am Fundort einer Leiche zu platzieren und den Verdacht auf Paul zu lenken? Wie im Krimi?«

Peter seufzte. »Klingt eher nach Hollywood, als nach der Hamburger Kriminalpolizei.«

»Vor allem müsste eine solche Aktion verschwiegen ablaufen. Nicht unter dem Codewort >offenes Geheimnis.<«

Susi trank von ihrem Café Latte und sagte nachdenklich: »Weißt Du, ich habe mich gefragt, warum man euch beide so hartnäckig in einem Mordfall ermitteln lässt, bei dem noch nicht einmal klar ist, ob es überhaupt ein Mord ist.«

Peter lächelte. »Wenn eine schöne Frau tot in ihrem Bett gefunden wird, ein Kilo Kokain daneben, und sie weder krank war noch ein Unfall passiert ist, liegt der Verdacht nahe, dass ihr jemand beim Übertritt vom Leben zum Tod behilflich war. Für einen plötzlichen Kindstod war sie nämlich zu alt.«

»Stimmt,« pflichtet ihm Susi bei, »und wenn ich mich nach dem richte, was ich in den Lehrbüchern gelernt habe, dann hätten zwei Dinge passieren müssen: Der Pathologe hätte alle Register seines Faches ziehen müssen, um herauszufinden, woran sie gestorben ist. Hat er aber nicht. Er gibt zu, auf Weisung von oben nur die üblichen Standardtests durchgeführt zu haben, hält es aber für möglich bis sehr wahrscheinlich, dass er etwas übersehen hat. Und der Ermittler müsste allen Spuren nachgehen, die er findet.«

»He,« widersprach Peter, »ich bin auch einer der Ermittler in diesem Fall und ich gehe allen Spuren nach.«

Susi widersprach. »Das tust Du nicht. Du spielst nächtelang mit dem Computer. Du hast weder Personen befragt, noch bist Du allen Spuren nachgegangen. Wenn kannte die Tote? Mit wem hatte sie Umgang? Wo gehören die Schlüssel hin, die wir gefunden haben? Was ist mit einem Persönlichkeitsbild von Renate Neumann?«

»Genau dieses Persönlichkeitsbild erstelle ich gerade. Sie hat vollkommen anonym gelebt, das weißt Du. Ihre Nachbarn wissen nichts über sie, es gibt keinen Arbeitsplatz, keine sozialen Kontakte, es gibt nur ihre Internet-Präsenz. Für mich ist das eine heiße Spur: Die heißeste, die ich habe.«

Susi sah ihn entgeistert an. »Bist Du blind? Ich muss doch nur in ein Lehrbuch sehen, um festzustellen, welche Ermittlungsfehler gemacht wurden. Welche Spuren ganz offen daliegen und nicht verfolgt werden. Weil Paul blockiert. Du machst gute Miene zum bösen Spiel. Nun zeigt sich, im Präsidium selbst glaubt man, Paul sei in den Fall verwickelt. Doch Dich scheint das alles nicht zu interessieren.«

Peter lehnte sich demonstrativ zurück, trank einen Schluck Kaffee. Stellte die Tasse wieder auf den Tisch, sah Susi in die Augen und fragte: »Wie oft kommt es vor, dass ein Polizist überwacht wird?«

Susi zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung.«

Peter nickte. »Das weiß niemand. Diese Überprüfungen sind höchst geheim. Nicht selten ist es ein Kollege, der den anderen bespitzelt. Riecht verdammt nach Gestapo. Ist kein Thema für einen Krimi, deshalb ist es in der Öffentlichkeit kaum bekannt. Polizeiintern wird nicht gern darüber geredet - jeder könnte ein Spitzel sein, jeder könnte überwacht werden. Wenn man nur lange genug sucht, hat jeder Dreck am Stecken. Wie Paul Dich und mich als Tatverdächtige im Mordfall Renate Neumann dargestellt hat - so ein Verdacht ist schnell erfunden, und mit der entsprechenden Darstellung eines Falles plausibel untermauert. Wenn Du jemals eine Ermittlerin werden willst, musst Du lernen, diese Gerüchte von den wirklichen Spuren zu unterscheiden.«

Susis Augen verengten sich zu Schlitzern, als wollten sie Pfeile abschießen, Giftpfeile. »Du kannst das natürlich,« zischte sie, »Gerüchte von der Wahrheit unterscheiden.«

Peter sagte weder Ja noch Nein, sondern griff sich das Körbchen mit den Zuckertüten und verstreute die Tüten über den Tisch. Mittenrein stellte er den Aschenbecher und warf die papierene Hülle seines eigenen Zuckertütchens hinein.

»Eine Zuckertüte ist ermordet worden,« sagte er. »Es gibt nur die Leiche, aber noch keine Verdächtigen. Nun kannst Du nach Lehrbuch vorgehen, alle Spuren erfassen, alle

Verdächtigen befragen, alles überprüfen. Im Fernsehen schafft das jeder Superbulle in weniger als einer Stunde, im Kino darf er sich sogar eineinhalb Stunden dafür Zeit lassen. Aber in Wirklichkeit? Ein Jahr? Zwei Jahre? Je länger Du suchst, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass der Fall zu den ungeklärten Fällen gelegt wird und die Ermittlungen eingestellt werden. Das ist Methode Schulbuch.«

Er hob die zerknitterte Papiertüte aus dem Aschenbecher hoch. »In 90% der Fälle ist der Mörder im näheren Umfeld der Leiche zu finden. Eine Suche, die bei Renate Neumann sehr schwer ist, da über dieses private Umfeld nichts zu erfahren ist. Glaub mir, das war das erste, was wir überprüft haben. Mutter tot, Vater tot, von anderen Verwandten nichts bekannt. Kein Arbeitgeber, also auch keine Arbeitskollegen, kein privates Umfeld, keine Freunde, nichts. Von all den Spuren, die Du meinst, vor allem den Schlüsseln, können wir nur Hinweise auf Indizien gewinnen, aber erfahren nichts über den Mörder. War es ein Nachbar? Befrag die Nachbarn. War es ein Hamburger? Befrag alle Hamburger. War es ein Deutscher? Befrag alle Deutschen. War es ein Europäer? Befrag alle Europäer. Wenn Du dann eines Tages herausfindest, dass es ein Killer aus Kolumbien war, ist der Fall vermutlich verjährt.«

Peter drehte das zerknitterte Papier in seinen Fingern. »Die erste und wichtigste Frage an jedem Mordfall lautet: Wer hatte ein Motiv? Wer hat etwas davon, dass Renate Neumann nicht mehr unter den Lebenden weilt? In diesem Fall heißt das: Eine Frau, die durch aktive Nichtexistenz auffällt, hat wenig Chancen, sich in ihrem persönlichen Umfeld einen Todfeind zu schaffen, der ihr das Lebenslicht ausblasen will. Doch wie es scheint, hat die gute Renate einen Weg gefunden, über das Internet Rauschgift zu verhökern. Vermutlich sogar in großem Stil. Und es gibt eine Person, die mehr darüber weiß: Oststurmflak. Der Typ, den Du aufgespürt und angelockt hast. Er ist bislang der Einzige, von dem wir wissen, dass er die Tote näher gekannt hat. Und er ist das Bindeglied zu Lycos iQ. Einem Tummelplatz für Junkies, getarnt als Hausaufgabenportal. Und da, meine liebe Susi, suche ich Spuren. Und wenn ich heute Mittag nicht kurzfristig aufgehalten worden wäre, hätte ich vielleicht schon was gefunden. Denn ich bin nah dran, verdammt nah.«



Wie sagt der Volksmund so treffend? »Dicht daneben ist auch vorbei.«

Kurz vor fünf war Peter mit Susi zurück im Büro. Ilonka Bühler war nicht mehr da, was weder Peter noch Susi bedauerten. Auf Peters Schreibtisch lag ein Zettel: »Rechner wieder in Ordnung. A. Müller.« Doch als Peter den Rechner einschaltete, meldete sich Windows Vista. Was bis dato noch nicht der Fall gewesen war.

Peter griff zum Hörer und rief die IT-Abteilung an. Er verlangte A. Müller. Der meldete sich auch gleich mit »Müller. Was kann ich für Sie tun?«

»Mir erklären, was Sie getan haben. Kommissar Habermann. Sie sollten meinen Rechner wieder zum Laufen bringen.«

»Ah ja,« sagte A. Müller. »Da haben sie sich beim Surfen ordentlich was eingefangen. Eine Stunde lang habe ich nach dem Fehler gesucht, vergeblich. Länger darf ich nicht. Dann muss ich formatieren und alles neu einspielen, das ist Vorschrift. Ich habe ihnen das neue Vista mit allen Office-Anwendungen installiert, und kann Ihnen für die

Zukunft nur raten, keine Daten mehr lokal zu speichern, sondern alles auf dem Server abzulegen.«

»Wo... sind... meine... Daten...« Peter fragte stockend.

»Ich würde sagen, die sind im Datenhimmel. Sollte sich aber inzwischen auch bis zu Ihnen durchgesprochen haben, dass alle Daten auf den Server gehören. Wenn Sie wollen, schicke ich Ihnen gerne morgen jemand vorbei, der es Ihnen genau erklärt.«

»Können Sie sich vorstellen,« fragte Peter ganz leise und explodierte dann mitten im Satz: »Dass dieser Rechner hier kein gottverdammter PC einer Sekretärin ist, sondern der PC eines Mordopfers, auf dem sich alle, aber auch wirklich alle Spuren befunden haben? Sie gottverdammter Idiot!«

Es war still in der Leitung, dann ertönte ein leises »Scheiße.« Und dann knallte Peter den Hörer auf die Gabel. So vehement, dass das Telefon in mehrere Stücke zerbrach. Er lehnte sich zurück, schloss die Augen und sagte: »Scheiße! Scheiße! Scheiße!«

Susi räusperte sich: »Mein Nachbar... Der könnte vielleicht helfen...«

Peter schenkte ihr nur einen müden Blick. Und sagte: »Dann ruft ihn an und sag ihm, er soll herkommen.«

»Er kommt nicht her,« erklärte Susi, »wir müssen zu ihm hin.«

»Hat er was gegen die Polizei?« fragte Peter. Und fügte hinzu: »In welchen Kreisen verkehrst Du eigentlich? Junkie-Forum im Internet und Nachbarn, die die Polizei scheuen. Eine interessante Kombination.«



Wenn Peter ehrlich zu sich selbst war, war ihm inzwischen alles egal. Ein Teil von ihm versuchte, die Niedergeschlagenheit auf die Müdigkeit zurückzuführen und sich einzureden, am nächsten Tag sei alles wieder gut. Leider neigte ein anderer Teil von ihm zur Selbsterkenntnis und flüsterte in einem fort: »Idiot. Idiot. Idiot.«

»Ich bin kein Idiot,« fing er interne Verteidigungsreden an, »das war ein unglückliches Zusammentreffen von vielen unglücklichen Faktoren.«

»Ja,« sagte die innere Stimme, »ein Rechner, auf dem sich alle Spuren eines Mordfalls befanden, das Internet und Du. Angesichts der vielen Millionen Rechner, die problemlos im Internet laufen, scheinst Du der größte Störfaktor gewesen zu sein.«

»Was hätte ich denn tun sollen?« fragte Peter sich selbst. Und musste zähneknirschend ein paar Antworten akzeptieren.

»Zum Beispiel auf einem zweiten Rechner hacken. Zum Beispiel irgendwelche Sicherheitsmaßnahmen zum Schutz vor Angriffen ergreifen. Zum Beispiel eine Datensicherung machen. Zum Beispiel...«

»Hör auf!« brüllte sich Peter innerlich selbst an, »hör auf, mir Vorwürfe zu machen.« Und zog für sich selbst den einzigen und leider naheliegenden Schluss: »Ich bin ein Idiot.«

Susi wohnte im Schanzenviertel, einem Stadtteil, der den Zweiten Weltkrieg gut überstanden hatte. Doch das Schanzenviertel gehörte nicht zu den wirklich gefragten Wohngebieten, die Mietpreise waren moderat, die Wohnungen aber vernachlässigt. Susi beteuerte ein ums andere Mal, das nachbarschaftliche Miteinander sei in Ordnung. Und darauf komme es schließlich an.

Sie hatten Glück, Peter fand einen Parkplatz direkt vor dem Haus. Er holte den PC aus dem Kofferraum, klemmte ihn sich unter den Arm und sah sich um: Eine Wohngegend, die ihre besten Zeiten hinter sich hatte, die in den letzten Jahren von Ausländern erobert worden war, und in die sich Menschen zurückgezogen hatten, die sich nichts Besseres leisten konnten, sich nichts aus teuren Wohnungen machten, oder die gerne ihr eigenes Süppchen kochten. Oder die etwas zu verbergen hatten.

Peter hatte keine Ahnung, ob er gleich einem der vielen Klugscheißer gegenüberstehen würde, die ihr Wissen aus Computermagazinen bezogen, nichts konnten, aber ihr Nichtwissen hinter einem Schwall von Fachausdrücken zu verbergen wussten. Er wollte aber nicht ausschließen, dass er gleich einem gestandenen Hacker gegenüberstand. So gern Susi sonst auch redete – wenn es um ihren Nachbarn ging, schwieg sie wie ein Grab.

Als sie in den Hausflur traten, glaubte Peter zu wissen, warum das so war: Ein attraktives Mädchen, auf Männersuche, und ein hilfsbereiter Nachbar. Vermutlich gab es gewisse gemeinsame Erfahrungen, die niemanden etwas angingen.

So ärmlich das Haus von außen auch wirkte, es gab immerhin einen Fahrstuhl. Eng, grau und reichlich zerkratzt, aber besser, als mit dem schweren Computer unter dem Arm die Treppen hochzulaufen. Zumal Susi nach dem Einsteigen auf die Vier drückte: Sowohl sie selbst als auch der freundliche Nachbar wohnten offensichtlich ganz oben.

Der Lift war nachträglich eingebaut worden, wie in alten französischen Mietshäusern im Treppenhaus, mitten zwischen den umlaufenden Treppenstufen, doch nicht so transparent wie Peter das aus Filmen kannte: Dieser hier war geschlossen wie ein Kamin, deutsch eben. Dafür war auch die Technik deutsch ausgefallen: Ohne auch nur einmal zu ruckeln, schnurrte die Kabine nach oben.

Vor ihnen befand sich der oberste Absatz der Treppe, rechts kam die Treppe von unten hoch. Deutsche Eiche. Ramponiert, aber für die Ewigkeit gemacht. Susi deutete auf die Wohnungstür zu ihrer Rechten und meinte, das wäre ihre Wohnung, und ging dann nach links, zur Tür ihres Nachbarn. Die Treppe selbst führte weiter nach oben, offenbar auf den Speicher, war aber mit einer Tür abgeschlossen. Die Beiden, Susi und ihr Nachbar, waren unter sich. Irritiert stellte Peter fest, dass ihn das störte.

Susi klingelte nicht, sie klopfte, dreimal. Keine Antwort, die Tür blieb zu. Susi klopfte noch einmal, wieder dreimal, dann ertönte von innen ein »Entrée«. Susi öffnete die Tür. Und Peter kam sich vor wie in einem Fernsehspot. Nicht der, in dem es um sauber gespülte Gläser ging, die das Herz des Nachbarn erweichten, sondern der, in dem Kaffee die Sinne reizt. Espresso. Vom italienischen Nachbarn. Mit italienischem Flair. Doch dieses Bild stimmte nicht. Gilbert Becaud rief laut nach seiner Nathalie, es roch nach frischen Croissants. Croissants und Kaffee. Peter merkte, wie hungrig er inzwischen war. Seit dem chinesischen Imbiss mitten in der Nacht hatte er nur zwei Tassen Kaffee gehabt, aber nichts zu essen.

Als sie eintraten, standen sie in einem langen Flur, der die gesamte Wohnung zu durchschneiden schien, der aber – und das irritierte Peter noch mehr – kein einziges Möbelstück aufwies. Nicht einmal eine Garderobe war zu sehen. Nur zwei Flaggen an der Wand: Die von Frankreich und das Wappen von Paris.

»Ist Dein Nachbar Franzose?« fragte Peter überrascht.

»Nein,« antwortete Susi, »Lidl hat französische Woche.«

Sie ließ ihn stehen und ging durch den Flur, dem Duft von Kaffee und Croissants entgegen. Peter hörte die Begrüßung von zwei Menschen, die sehr vertraut miteinander sind. Es war auch nicht der Nachbar, der ihn bat, ins Zimmer zu kommen, es war Susi, die, mit einer Kaffeekanne in der Hand, in den Flur trat und ihn, den Einsamen und Verlassenen mit dem PC unter dem Arm bat, einzutreten.

Nicht einmal, als er das Zimmer, eine Wohnküche, betrat, wurde er begrüßt. Der Nachbar, wie Peter zähneknirschend feststellen musste, ein attraktiver junger Mann Mitte 30, blondes, kurzes Haar, Superman T-Shirt, einem Oberkörper, der auch Superman Ehre gemacht hätte, trotz Goldkettchen und tätowierten Oberarmen fast schon ein Schönling, saß bereits am Tisch, deutete kurz auf Peters PC, und sagte mit einer sehr angenehmen und offenen Stimme: »Stell ihn auf den Boden, um den kümmern wir uns später, jetzt wird gegessen.« Er machte keine Anstalten, aufzustehen und Peter die Hand zu reichen, er saß wie ein Ehemann hinter dem gedeckten Tisch, während Susi, wie eine Ehefrau, den Kaffee ein schenkte. Peter stand, wie ein Idiot, mit dem PC unter dem Arm, herum und ärgerte sich.

Susi und der Nachbar schienen diese Szene urkomisch zu finden, sie sahen sich an und lachten beide laut. Peter kam sich so dämlich vor, es hätte nicht viel gefehlt und er wäre wieder gegangen.

»Du hast ihm nichts gesagt?« fragte der Nachbar.

»Nein,« antwortete Susi.

»Gut,« sagte der Nachbar.

Peter verstand nur Bahnhof.

Dann rollte der Nachbar hinter dem Tisch hervor.

»Du kannst jetzt betreten zu Boden schauen, Du kannst was wie >Oh, das hab ich nicht gewusst< murmeln, oder Du kannst mich fragen, wie das passiert ist,« sagte er.

»Du kannst Dir aber auch denken, dass jede dieser Reaktionen für mich eine Belastung darstellt. Ich habe gelernt, mit meiner Behinderung zu leben, so wie Du gelernt hast, mit Deiner großen Nase zu leben. Wenn Du mir einen Gefallen tun willst, ignorier einfach, dass ich im Rollstuhl sitze.«

Er streckte Peter die Hand entgegen.

»Ich heiße Wolfgang. Wenn Du jetzt endlich den blöden PC auf den Boden stellst, kannst Du mir die Hand geben, Dich an den Tisch setzen und die Croissants und den Kaffee genießen, solange beide noch heiß sind.«

Peter schaffte es, seine Bewegungen so weit zu koordinieren, dass der PC nur ein wenig zu Boden plumpste, er Wolfgang wortlos die Hand schüttelte, und als er sich setzte, nur ein wenig Kaffee über den Tassenrand schwappte.

»Er hat einen harten Tag hinter sich,« erklärte Susi, »und die ganze Nacht nicht geschlafen.«

Peter fasste sich verstohlen an die Nase. War sie wirklich so groß? Das hatte ihm noch keiner gesagt.

Wolfgang stand mit seinem Rollstuhl noch immer neben dem PC. »Nettes Teil,« sagte er. Er schien zu überlegen, dann sah er Peter an. »Bevor ich entscheide, ob ich was daran mache, muss ich wissen, ob Du da bist.«

Peter verstand nicht.

Wolfgang richtete den Blick seiner grauen Augen auf Peter und fragte mit ruhiger Stimme: »Bist Du als Bulle hier oder als einer von Susis geilten Verehrern?«

Zum zweitenmal schwappte der Kaffee über, als Peter den Tisch ein Stück von sich wegschob, aufstand und sich drohend vor Wolfgang aufbaute. Zwei Bullen, die schnaubten, mit den Füßen scharften und bereit waren, mit den Hörnern aufeinander loszuzugehen.

»Ich bin gut erzogen,« sagte Peter, »und es käme mir nie in den Sinn, einen Krüppel zu schlagen. Aber beleidigen lasse ich mich nicht.«

Dann ging alles sehr schnell. Wolfgang machte eine rasche Bewegung mit dem Rollstuhl und parkte ihn auf Peters Zehen. Was Peter dazu veranlasste, teils vor Überraschung, teils vor Schmerz aufzuschreien. Im nächsten Moment schloss sich die kräftige Hand von Wolfgang um Peters Gemächt. »Niemand,« sagte er, »niemand nennt mich einen Krüppel.« Peter schrie ein zweitesmal auf, diesmal aber vor Angst und Schmerz. Dann schossen seine Hände vor, legten sich um Wolfgangs Hals und drückten zu. Wolfgang schrie nicht, er röchelte nur. Dafür stieß Susi einen gellenden Schrei aus und warf sich auf die Beiden.

Leider lässt sich nicht mehr ermitteln, wann und wo das Gerücht vom schwachen Geschlecht aufgetaucht ist. Als Mann hätte Susi so viel Chancen gehabt, die Beiden voneinander zu trennen, wie ein Ringrichter, der versucht, zwei Schwergewichtsboxer auseinanderzubringen. Susi versuchte es erst gar nicht. Ihre beiden Ohrfeigen hallten trocken, hatten aber die gewünschte Wirkung – die Streithähne ließen voneinander ab. Mit deutlichen roten Malen auf den Wangen starteten sie sich wütend an.

Peter gab dem Rollstuhl einen kräftigen Schubs, so kräftig, dass Wolfgang fast damit umgekippt wäre, packte den PC und stampfte wütend aus dem Zimmer. Susi schrie erschrocken auf, lief ihm nach und bat ihn unter Tränen, er möge bleiben. So habe sich ihr Nachbar noch nie benommen, sie könne das gar nicht verstehen. Peter konnte es verstehen, sagte aber nichts: Der Typ war ein verdammter Krüppel und hatte Angst um sein bequemes Arrangement mit Susi.

»Bitte bleib,« sagte Susi. Sah Peter mit den unglücklichsten Augen an, die er je bei einer Frau gesehen hatte. Und küsste ihn.

Als er und Susi eine gute Weile später in die Küche zurückkehrten, saß Wolfgang fröhlich summend am Tisch. Peter aß zwei Croissants, ohne ein Wort zu sagen, trank einen großen Milchkaffee, ohne nochmal zu kleckern, dann fielen ihm die Augen zu. Er spürte noch, wie Susi ihn am Arm packte, durch den Flur zog, ihre eigene Wohnungstür öffnete, ihn in ein Zimmer bugsierte, dann fühlte er etwas Weiches, Warmes auf seinen Lippen. Im nächsten Moment war er eingeschlafen.



Peter rannte. Er verfolgte einen Mann in einem dunklen Mantel, der nur aus Beinen zu bestehen schien. Beine, in einem dunklen Mantel, mit einem runden Kopf oben drauf. Voller runder Pickel. Ein schwarzes Mensch-ärgere-Dich-nicht-Männchen. Mit unglaublich langen Beinen. Es rannte wie der Teufel, und schrie dabei: »Ich habe es doch nur gut gemeint.«

Hinter Peter rannte der Polizeipräsident, keuchte vor Anstrengung, und schrie immer wieder: »Idiot! Idiot! Idiot!« Paul war bei ihm. Er lag in einem weißen Bett auf weißen

Rädern, und rief: »Schneller. Du hast alle unsere Spuren verloren, jetzt fang wenigstens unseren einzigen Zeugen. Big-Nose.« Dann ertönte ein hämisches Lachen.

Die Beine im Mantel mit Kopf obendrauf rannten auf einen Turm zu. Von weitem sah er aus wie ein Fernsehturm, so hoch, dass das Ende in den Wolken verborgen war. Doch je näher Peter kam, desto mehr ähnelte der Fernsehturm einem Kamin. Einem unglaublich hohen Kamin, aus dessen Spitze Wolken quollen. Ein Wolkenkamin.

Das Mensch-ärgere-Dich-nicht-Männchen verschwand durch eine Tür. Peter folgte ihm. Vorbei an einem Schild: »Wir müssen leider draußen bleiben.« Darüber war das Konterfei des Polizeipräsidenten zu sehen. »Gilt das nur für Polizeipräsidenten oder für alle Polizisten?« dachte Peter.

Im Turm suchte er den Aufzug. Doch der fuhr schon nach oben. Mitsamt dem Aufzugschacht. Wie weiland beim Raumschiff Orion. Peter blieben nur die Treppen. Endlose Treppen, die am Rand des Turms nach oben führten. Ohne Geländer.

Nicht nach unten sehen, sagte sich Peter, nicht nach unten sehen, immer nach oben. Er rannte, und rannte, und rannte. Die Beine waren schwer, doch es zog ihn immer weiter, eine Ewigkeit lang.

Endlich kam er oben an. Er trat hinaus, auf eine offene, windige Plattform. Es duftete nach Kaffee. Ein blondes Mädchen mit kurzen Haaren verkaufte frische Croissants. Sie lächelte ihn an, winkte verführerisch mit einem Croissant und blinzelte ihm zu. Er wollte nähertreten, da tauchte mit donnerndem Getöse ein dampfgetriebener Rollstuhl auf und raste auf ihn zu. Peter sprang zur Seite, der Rollstuhl rollte über die Stelle, an der er gerade noch gestanden hatte, bremste ab, machte kehrt, und rollte wieder auf ihn zu.

Peter rannte, diesmal im Kreis, hinter ihm der dampfgetriebene Rollstuhl, darin ein Mensch-ärger-Dich-Männchen mit Superman-T-Shirt und riesigen Pranken, das mit tiefer Stimme rief: »Ich krieg Dich, Du Datenkiller.«

Das schöne blonde Mädchen sah ihn aus traurigen Augen an, ging zur Brüstung und streckte den Kopf hinaus in den Wind. Ihr Haar fing an zu wachsen, immer länger, sie begann es zu flechten, wie ein Seil. Drehte sich zu ihm um und sagte: »Dann muss ich eben Männer fischen.« Doch kein Mann kam von unten herauf, nur der Kopf mit Beinen schwang sich über die Brüstung, kletterte nach unten und schrie: »Du kriegst mich nicht...« Sein Lachen war das letzte, was Peter hörte, dann überrollte ihn der Rollstuhl.



Peter erwachte im Dunkeln, ohne zu wissen, ob es noch Abends oder schon morgens war. Vor allem, ohne zu wissen, wo sich der Lichtschalter befand. Als er tastete, fand er weder einen Schalter noch Susi. Peter versuchte, wieder einzuschlafen, doch die Müdigkeit war verflogen. Dafür quälte ihn Durst. Wo war Susi? Bei ihrem Nachbarn? Waren sie noch wach? Musste wohl so sein. Edith Piaf verkündete vehement, sie bereue nichts: »Non, je ne regrette rien.«

Peter spürte brennende Eifersucht. Er bereute alles. Und fragte sich gleichzeitig, ob Susi recht hatte mit ihrer guten Nachbarschaft. Hätte er nach 10 Uhr abend Musik in dieser Laufstärke gehört, hätten ihm seine Nachbarn die Polizei auf den Hals gehetzt. Vielleicht hatten sie es versucht? Und waren von Wolfgang und seinen Pranken darü-

ber belehrt worden, dass es gesünder war, nichts zu hören, nichts zu sehen, und nichts zu sagen. Er wollte raus aus diesem Irrenhaus, raus und nach Hause.

Der Durst trieb ihn schließlich aus dem Bett. Seine Augen hatten sich immerhin so gut an die Dunkelheit gewöhnt, dass er bei der Suche nach dem Lichtschalter nicht gegen die großen Möbelstücke stieß. Nur der große Zeh erwischte im Dunkeln eine kleine, verdammt schwere Kiste und sandte ein Schmerzsignal an das Gehirn, das Peter nur mit heftigster Willensanstrengung in einen gedämpften Fluch verwandeln konnte.

Endlich hatte er sich zur Tür vorgekämpft, neben der sich, so sagte zumindest seine Erfahrung, ein Lichtschalter befinden musste. Peter fand ihn, drückte ihn – doch es blieb weiter dunkel. Erst als er die Tür öffnete, fand er im Flur noch einen Lichtschalter. Der funktionierte und warf etwas Licht in sein Zimmer, das sich jetzt wie erwartet als Susis Schlafzimmer erwies. Ohne Susi. Dafür mit einer großen Stehleuchte direkt neben dem Bett. Und einer frischen Wasserflasche neben der Stehleuchte. Peter ging zurück, wollte das Licht der Stehleuchte anschalten – und fand wieder keinen Lichtschalter. Weder ein Druck-, noch ein Zug-Schalter, kein versteckter Schalter im Lampenschirm, kein Sensor im Lampenfuß. Nichts.

Verärgert und durstig trank er die halbe Wasserflasche im Halbdunkel aus. Dann überlegte er. Wieder ins Bett, oder nachsehen, ob die beiden Turteltäubchen noch wach waren? Ein Lied aus seinen Kindertagen ertönte: Dominique, Dominique von Soeur Sourire, der lachenden Schwester. War ihr nicht damals ein Millionseller gelungen? Dessen Tantiemen die Kirche eingestrichen hatte? Ihr, der Schwester nichts davon abgegeben hatte, als die eine Karriere als Sängerin starten wollte? Ohne Erfolg. Der lachenden Schwester war das Lachen gründlich vergangen.

Es hätte ihn gereizt, sich in Susis Wohnung umzusehen. Das hätte Susi als Schnüffelei interpretiert, wäre er ihr über den Weg gelaufen. So folgte er der Musik. Die Wohnungstür von Susis Wohnung war nur angelehnt, die Tür zu Wolfgang's Wohnung stand einen Spalt offen: Zeichen von Vertrautheit zwischen den Beiden oder wurde er erwartet? Peter trat ein, ging durch den Flur. Die Musik kam aus dem Arbeitszimmer, rechts, gegenüber der Küche. Die Tür war offen, er klopfte. Als keine Reaktion erfolgte, trat er ein.

Es war ein großer Raum. Verglich er es mit dem Wenigen, was er von Susis Wohnung gesehen hatte, waren die meisten Zwischenwände herausgerissen worden. Das ist mal eine rollstuhlgerechte Wohnung, dachte er. Alles war auf Wolfgang's Bedürfnisse zugeschnitten. In der Mitte war bis auf vier Betonsäulen alles frei, dafür ringsum an den Wänden ein umlaufender Tisch, freischwebend – an der Wand festgemacht, vorne im Abstand von etwa drei Metern mit Stahlseilen an der Decke befestigt, alles grundsolide gebaut. An der Wand eine Kabelleiste über dem Tisch, an drei Stellen je zwei Monitore.

An der vierten Wand eine Stereoanlage, wie sie Peter bislang nur aus Hifi-Zeitschriften kannte. Rubrik: Das Feinste vom Feinsten, garantiert unerschwinglich. Für die Boxen hatte es offenbar nicht mehr gereicht, Peter sah keine Lautsprecher. Doch der Raum war voller Musik: Erst ein Liebeslied von Dalida, dann das berühmte Je t'aime von Jane Birkin und Serge Gainsbourg. So intensiv, Peter hatte das Gefühl, Jane Birkin würde ihm ihre Liebesschwüre direkt ins Ohr flüstern.

Auf den Monitoren zeigten diverse Programme den Stand von Downloads an. Die Geschwindigkeit, mit der die Anzeigen sich veränderten, ließ auf größere Datenmengen schließen.

»Gehe ich recht in der Annahme, dass ich besser nicht frage, was hier vor sich geht?« fragte er.

»Wenn Du Deine Zehen behalten willst, solltest Du Dir diese Frage verkneifen,« antwortete Wolfgang. Und fragte: »Guten Abend? Guten Morgen? Ist Dir eher nach einer Tasse Kaffee oder nach einer Flasche Bier? Oder trinkst Du lieber ein Glas Wein?«

Wolfgang saß vor einem seiner drei Steuerpulte und sprach mit Peter, ohne sich umzudrehen. Peter sah nur, dass er den Rechner von Renate Neumann auf der Arbeitsfläche neben sich stehen hatte.

»Ein Kaffee wäre mir recht,« antwortete er. »Wo ist Susi? Und wie sieht es mit dem Rechner aus? Ist noch irgendwas zu retten?«

In diesem Moment fing Jane Birkin mit Stöhnen an. Peter hatte das Gefühl, Accusateur in einem Schlafzimmer zu sein. »Wo kommt eigentlich die Musik her?« fragte er irritiert. »Ich sehe keine Lautsprecher.«

Wolfgang drehte sich um, sah Peter an – und fing an, schallend zu lachen. Was Peter vollkommen verunsicherte.

»Schaut ihn euch an, den cleveren Bullen,« sagte Wolfgang mit zynischem Unterton. »Noch halb verschlafen, aber schon unglaublich neugierig. Will wissen, was hier los ist, könnte ja ein Verbrechen sein, möchte einen Kaffee, interessiert sich für den Rechner, den er selbst kaputt gemacht hat, und kann der Anmache der guten Jane nicht widerstehen.«

Peter hob abwehrend die Hände. »Neugier ist mein zweiter Vorname. Also: Wo sind die Lautsprecher versteckt?«

»Oh Gottchen,« sagte Wolfgang und tat erschrocken, »ich seh sie gar nicht. Herr Kommissar – hat mir am Ende jemand meine Lautsprecher geklaut, ohne dass ich etwas davon bemerkt habe?«

»Wenn hier jemand die Lautsprecher geklaut hat, hat er zumindest den Klang zurückgelassen. Wo sind sie?«

Wolfgang tat, als würde er in seinen Hosentaschen suchen. »Hier sind sie jedenfalls nicht.« Er lachte, ein Lachen, das mit glücksenden Geräuschen einherging. Jane und Serge beendeten ihr Nümmerchen, Danyel Gerard und sein Butterfly füllten nun den Raum. Peter war nicht in der Lage, die Quelle des Klangs zu orten. Er war einfach da. Peter hörte den Sänger, wie er mitten im Raum stand, genau zwischen den vier Säulen, rechts, links und vor allem hinter dem Sänger ein Orchester und ein Chor, jedes Instrument und jedes Mitglied des Chors genauso präzise auszumachen wie Danyel Gerard. Als eine Trompete einsetzte, meinte Peter, den Trompeter zu sehen, zumindest als Schemen.

Der Schemen verblasste, doch statt einem Trompeter standen plötzlich mehrere im Raum, mindestens vier, dazwischen ein Spinnet, und unter den harten Klängen der Trompeten, dem einschmeichelnden Klang mehrerer Violinen und einer Harfe betrat noch einmal Edith Piaf das Zimmer, und bekannte erneut »Non, je ne regrette rien«. So intensiv, dass Peter glaubte, sie wäre aus dem Jenseits zurückgekehrt, um ihn

persönlich zu überzeugen. Er schlich umher, suchte die Quelle des Klangs, und bekam den ersten Hinweis, als er gegen eine der Betonsäulen stieß und erstaunt feststellte, dass sie mit Stoff bespannt war. Als er an einer der vier Säulen hochsah, erkannte er, dass sie ein ganzes Stück unter der Decke aufhörte. Da ein normaler Mensch nicht damit rechnet, dass eine offensichtlich tragende Säule mitten im Raum zu Ende ist, hatte er diese statische Unmöglichkeit nicht zur Kenntnis genommen.

»Das sind...«

»... so ziemlich die besten Lautsprecher, die es gibt. Ein Freund von mir ist Ton-techniker, baut als Hobby Lautsprecher und hat mir die vier hier zu meinem 35 Geburtstag geschenkt: in Beton gegossen, jede rund 300 Kilogramm schwer.«

Peter stieß einen leisen Pfiff aus. »Solche Freunde hätte ich auch gerne.«

»Solche Freunde muss man sich leisten können,« sagte Wolfgang. »Die Boxen habe ich geschenkt bekommen, die Installation und den Rest musste ich bezahlen. Schlappe 30 Riesen.«

Diesmal war Peters Pfiff etwas lauter. »Aber nicht von der Rente.« Es war Feststellung und Frage gleichzeitig. »Du verkaufst Raubkopien.« Der vorwurfsvolle Unterton in Peters Stimme wurde von Wolfgangs Lachen übertönt.

»Darf ich Dich auf ein Glas Wein einladen?«

Er rollte an Peter vorbei in die Küche, kam wenig später mit einer Flasche Rotwein zurück, ein CHÂTEAU LAFITE-ROTHSCHILD von 1986, und zwei Gläsern.

»Soll ich die Flasche öffnen?« fragte Peter, doch Wolfgang lehnte dankend ab.

»Vielleicht in zehn Jahren, wenn ich Dich besser kenne.«

Affe, dachte Peter.

Wolfgang öffnete die Flasche, kräftig, gekonnt, gleichzeitig unglaublich zärtlich, und schenkte ein. Dann schloss er die Augen.

Du aufgeblasener A... Mehr konnte Peter nicht denken. Das Zimmer war erfüllt von einem Aroma, wie er es noch nie wahrgenommen hatte. Der Duft von Reben und Erde erfüllte den Raum, Sonne und Wind, das Lachen hübscher Mädchen, die die Trauben ernten – Peter glaubte mit einem Mal, alles wahrzunehmen. Auch er schloss die Augen, gab sich ganz den Sinnesreizen hin. Und begann zu verstehen, welchen Reiz die französische Lebensart auf Wolfgang ausübte: Die Musik schien ihm davon zu künden, dass Leben wie Gott in Frankreich mehr war als nur eine Redensart. Es war eine Lebensart.

Als Peter den Wein kostete, schnalzte er genussvoll mit der Zunge.

»Ich muss öfter zu Lidl,« meinte er anerkennend, »das könnte mein neuer Hauswein werden.«

»Wenn Du den bei Lidl findest, bring mir eine Kiste mit,« sagte Wolfgang. »Ich habe im Weinkontor für die letzte Lieferung von 12 Flaschen 15.000 € bezahlt – Freundschaftspreis. Im Internet wird die Flasche für 1.500 € angeboten.«

Peter prustete los und hätte fast das Glas fallen gelassen.

Wolfgang zeigte sich unberührt und hielt sein Glas so, dass sich das Licht darin spiegelt. »Damals,« sagte er, »da habe ich am Abend soviel Geld für Drogen ausgegeben. Weiber gab es gratis. Die prügeln sich um uns.«

Die Zeiten ändern sich, dachte Peter. Heute musst Du Dich um die Frauen prügeln.

»Wäre ich Raubkopierer,« sagte Wolfgang, »hätte ich noch weniger Geld als ein B...olizist. Dann müsste ich wirklich den Fusel von Lidl saufen.«

Peter begann sich zu fragen, ob Susis Nachbar schon immer ein solcher Kotzbrocken gewesen war. Und kam zu dem Schluss, dass es ihm egal war. Was ihn interessierte, war der Rechner von Renate Neumann.

»Konntest Du irgendwelche Daten retten?«

Wolfgang drehte seinen Rollstuhl zur Seite und sah Peter an. »Du hast gehackt.«

»Woher willst Du...«

»Totenkopf und gekreuzte Knochen? Du hast Dir keinen Virus eingefangen, da ist jemand in Deinen Rechner eingedrungen und hat ihn lahmgelegt. Lass mich raten: Du hast aus der Wohnung der Toten zwar den PC mitgenommen, die Firewall aber stehen gelassen.«

»Feier was?«

»Siehst Du?« sagte Wolfgang. »Du weißt nicht mal, was eine Firewall ist. Deshalb musst Du Deinen Wein im Supermarkt kaufen.«

Ich hätte fester zudrücken sollen, dachte Peter. Und sagte: »Ich habe mir professionelle Hilfe geholt!« Er dachte an den Palästinenser und seinen israelischen Freund Jossele.

»Du hattest nicht mal eine Firewall,« sagte Wolfgang. »Du hast ohne jeden Schutz im Internet gefährliche Dinge getan. Dabei bist Du jemandem auf die Füße getreten und dieser Jemand hat Dich ausgeschaltet.«

Das war, kurz und präzise ausgedrückt, genau das, was sich Peter selbst gedacht hatte. Was er aber niemals zugegeben hätte. Er mochte Wolfgang nicht. »Dann bin ich umsonst hergekommen. Du kannst also auch nichts mehr retten.«

»Von Deiner formatierten Festplatte, auf der jetzt Windows Vista läuft?« fragte Wolfgang. »Nein. Da ist nichts mehr zu machen.«

Peter schnaufte, halb enttäuscht, weil er irgendwie doch auf ein Wunder gehofft hatte, und halb befriedigt, dass dieser Klugscheißer auch mal an eine Grenze stieß.

»Ich könnte aber die Vista Installation löschen und die Daten von gestern früh wieder einspielen.«



Bis zum frühen Morgen hatte Peter seine schlechte Laune wiedergefunden. Dass Wolfgang behindert war, nahm Peter nicht mehr wahr. Eine Behinderung weckt Mitleid. Mitleid und Hilfsbereitschaft. Dieser arrogante Schnösel verdiente kein Mitleid. Und Hilfsbereitschaft brauchte er nicht. Er war ein Arschloch. Leider war er ein geniales Arschloch.

Wolfgang ein Raubkopierer? Ja. Aber keiner, der hier und da ein paar Daten klaute. Wolfgang klaute rund um die Uhr komplette Online-Shops. So geschickt und elegant, dass die Betroffenen nicht mal was davon merkten. Er kopierte, ohne Spuren zu hinterlassen. Wertete diese Daten aus und verkaufte die Ergebnisse dieser Auswertungen als statistische Daten. Besser als konventionelle Markterhebungen, weil zuverlässiger, aktueller und umfassender, und verdiente damit ein Vermögen. Völlig legal. Wenn er behauptete, das Netzwerk der Hamburger Kripo sei so löcherig wie ein Schweizer

Käse, dann wusste er das aus eigener Erfahrung – er hatte die Schwachstellen herausgefunden. Im Auftrag der Staatsanwaltschaft. Und verdammt gut bezahlt.

Beim Rechner von Renate Neumann hatte er sich erst gar nicht mit der formatierten Platte abgegeben. Er hatte den Rechner geöffnet und im Inneren eine zweite Platte gefunden. Und ganz genau rekonstruiert, welchem Zweck sie diente: Auf ihr waren bis zu Peters Super GAU sämtliche Eingaben mitprotokolliert worden – der letzte Eintrag war um . Eine Platte, die für Windows unsichtbar war, Software, die vollkommen im Verborgenen arbeitete. Entweder war Renate Neumann ein Computergenie gewesen oder sie hatte eines gekannt. Wolfgang schätzte, in ganz Hamburg könnten vielleicht 10 Spezialisten in der Lage sein, so ein System zu installieren. Was wieder einmal den Verdacht aufwarf, Renate Neumann könnte doch etwas mit dem Geheimdienst zu tun gehabt haben. Wie eine Recherche in diese Richtung aussah, wusste Peter: Man rannte in einem solchen Fall nicht nur gegen Wände und holte sich dabei eine blutige Nase, man bezog auch noch ordentlich Prügel, wenn man Fragen stellte, die man besser nicht stellen sollte.

Zwei von drei Sicherungen hatte Wolfgang überwunden. Die dritte Sicherung, ein simples Passwort, hatte sich als unüberwindliche Hürde erwiesen. Wolfgang sagte, an den Code dafür käme er nicht ran, er müsste das Passwort durch Simulation ermitteln.

30 Rechner standen Wolfgang zur Verfügung, 30 Rechner in einem ultramodernen Serverraum, die sonst für ihn Daten klauten, und die er nun dazu nutzte, um durch Simulation von Zeichenkombinationen das Passwort herauszufinden. Die erste Schätzung mit 20 angenommenen Stellen hatte ergeben, dass diese Aufgabe vermutlich 3 Jahre, 5 Monate, 7 Tage und 11 Stunden in Anspruch nehmen würde. Vorausgesetzt, die 30 Rechner kümmerten sich in dieser Zeit um nichts anderes und berechneten Tag und Nacht das mögliche Passwort.

Und dann war Susi aus Wolfgangs Schlafzimmer herausgekommen, hatte ihn, Peter, mit einem flüchtigen Kuss begrüßt und war ihm, Wolfgang, zärtlich über das Haar gestrichen.

Peter musste es sich eingestehen: Er hatte alles versiebt. Gründlich. Den Fall und die aufkeimende Beziehung zu Susi.

Missmutig saß er in der Küche und trank einen Kaffee. Ob ihm Schlaf fehlte, der Wein nicht bekommen war oder er gründlich überarbeitet war, konnte er nicht sagen, er spürte nur ein dumpfes Pochen im Hinterkopf und hatte das Gefühl, sein Kopf sei aus Watte. Klebriger Watte, in der sich die Gedanken nur mühsam bewegen konnten. Auch Susi schien noch nicht richtig fit zu sein, sie sah müde und unglücklich aus. Immer wieder warf sie Peter sehnsüchtige Blicke zu und sah dann verstohlen ihren Nachbarn an. Weiber, dachte Peter wütend und enttäuscht, besser man machte einen großen Bogen um sie. Wenn er hier wieder raus war, das schwor er sich, würde er dafür sorgen, dass Susi ganz schnell versetzt werden würde. Oder er würde selbst um seine Versetzung nachsuchen.

Der einzige, der fit war und glänzende Laune hatte, war Wolfgang. Er schien das ganze für eine spannende intellektuelle Herausforderung ansehen.

»Genial gemacht,« erklärte er Susi zum wiederholten Mal, »trotzt im Ernstfall sogar einfältigen Polizisten, die im Internet Sachen machen, von denen sie keine Ahnung haben.«

Peter konzentrierte sich auf seinen Kaffee. Zumindest versuchte er es.

»Gute Passworte,« erklärte Wolfgang unerbittlich wie ein Dozent an der Universität, »sind möglichst lang, bestehen nicht nur aus Buchstaben, sondern auch aus Ziffern und wenn dies vom Programm erlaubt wird, auch noch aus Sonderzeichen. Dann sind sie so gut wie nicht zu knacken. Dummerweise aber auch nur schwer zu merken.«

Peter hatte all dies in der Nacht mehrfach zu hören bekommen.

»Der erste Platz,« fuhr Wolfgang fort, »um ein Passwort zu suchen, ist unter der Tastatur, der zweite am Monitor, der dritte irgendwo im Schreibtisch.«

Susi stieß einen Schrei aus und fuhr, wie von der Tarantel gestochen, hoch. »Die Katze,« rief sie, »die Tätowierung in ihrem Ohr. Wir müssen sofort in Pauls Wohnung.«

Peter war noch vor ihr aus der Küchentür, stellte aber an der Wohnungstür fest, dass Susi nicht mitkam. Als er zurückging, sah er sie in inniger Umarmung mit Wolfgang. Er drehte sich um und rannte zur Tür hinaus, ignorierte den Aufzug, und stürmte die Treppen hinab. Er suchte Streit, doch die Straße war um diese frühe Stunde noch menschenleer. So bekamen erst die Hauswand, dann die Reifen des BMW diverse Fußritte ab. Leider halfen sie Peter nichts. Er hatte das Gefühl, Wolfgang hielt sein Herz in einer seiner Pranken und drücke erbarmungslos zu.

Als Susi wenig später auf die Straße trat, saß Peter im Wagen, der Motor lief, und kaum war Susi eingestiegen, fuhr Peter wie ein Halbstarker mit durchdrehenden Reifen los. Der erste Beinahzusammenstoß ließ nicht lange auf sich warten, Susi schrie, er solle anhalten und wollte, kaum dass der Wagen stand, aussteigen. Doch Peters Hand schoss vor und schloss sich um Susis Handgelenk.

»Du Schlampe,« brachte er mit nur mühsam unterdrücktem Hass in der Stimme hervor, »mir schöne Augen machen und dann vor meinen Augen mit einem anderen rumknutschen. Du bist das Letzte.«

Susi sah ihn an. Weder betroffen, noch traurig, eher neugierig.

»Du bist eifersüchtig?«

Der Druck um ihre Hand verstärkte sich.

»Also hatte Wolfgang recht – das ist der einzige Weg, Dich aus Deinem Panzer zu locken. Deine Frau muss Dir sehr weh getan haben.«

»Das sagst Du? Ausgerechnet Du?« Er ließ Susis Hand los, umfasste das Lenkrad, lehnte die Stirn dagegen und sagte mit leiser Stimme: »Werde glücklich mit Deinem Nachbarn. Aber lass mich in Zukunft in Ruhe.«

Susi legte ihren Arm um Peter und beugte sich zu ihm. »Wenn Dir wirklich etwas an mir liegt, wirst Du lernen müssen, Wolfgang zu akzeptieren. Er ist ein schwieriger Mensch. Aber er ist der einzige Bruder, den ich habe.«



In Peters Kopf drehte sich alles. Tausend Gedanken schossen gleichzeitig durcheinander, und die Emotionen schlugen Purzelbäume. Peter war erleichtert, Wolfgang als Konkurrenten losgeworden zu sein, er fühlte sich als Opfer von Wolfgangs Manipulation, er war glücklich, Susi zu lieben und hatte gleichzeitig das Gefühl, eingewickelt worden zu sein, er wollte weglaufen, um in Ruhe nachdenken zu können, und er wollte bei Susi sein, um über tausend unglaublich wichtige Dinge mit ihr zu sprechen.

Aus all dem wurde ein zärtlicher, leidenschaftlicher, suchender, erforschender, fordernder, erklärender, bekennender und vor allem sehr, sehr langer Kuss.

»Und jetzt?« fragte Peter, nachdem sie beide wieder zu Atem gekommen waren und Susi sich an seine Schulter geschmiegt hatte. »Wie geht es weiter?«

»Wir müssen die Katze füttern,« sagte Susi. »Schon vergessen?«

»Das meinte ich nicht.«

»Ich weiß. Aber möchtest Du wirklich jetzt schon wissen, was noch auf uns zukommt? Ist es nicht schöner, wenn wir das herausfinden? Gemeinsam?«

»Doch,« antwortete Peter, »das ist es.«

Paul wohnte in Lokstedt, im Behrkampsweg, nur einen Steinwurf entfernt vom Klinikum Eppendorf, in dem er jetzt lag. Von Susi aus war die Strecke in zehn Minuten zu bewältigen. Welch ein Unterschied zum Schanzenviertel, in dem neben Susi und ihrem Bruder eine Menge schräger und – vermutlich hatten die Bewohner dieses Gerücht in die Welt gesetzt – auch kreativer Leute wohnte. Lokstedt war dagegen ein braves Viertel, in dem es gesittet zuging. Was immer das auch heißen mochte.

Es war jetzt kurz nach acht Uhr morgens, da durfte man Pauls Nachbarin sicher schon stören. Doch als sie ausgestiegen waren, gab Susi erst einmal ein kräftiges »Shit« von sich.

»Was ist denn los?« wollte Peter wissen.

»Mit was füttern wir denn die Katze?«

»Na mit Katzenfutter.«

»Hast Du welches dabei?«

»Oh Mist.«

Die Supermärkte waren noch geschlossen, doch nach intensiver Suche fanden sie eine Bäckerei, die Schinkenbrötchen verkaufte. Susi und Peter vertilgten daraufhin jeder ein Butterbrötchen, der Schinken musste der Katze erst einmal über den größten Hunger hinweghelfen.

Um 20 nach acht klingelten sie bei der Nachbarin, bei der Paul eine Ersatzschlüssel für seine Wohnung deponiert hatte. Die hatte sich zwar gewundert, wo Paul abgeblieben war, aber da er öfter mehrere Tage auf Dienstreise war, hatte sie sich keine Sorgen gemacht. In der Wohnung war sie nicht gewesen.

»Heute ist Donnerstag,« murmelte Susi. »Seit Sonntag hat die arme Katze nichts mehr zu fressen bekommen. Und wir beide haben sie gestern auch vergessen...«

Sie schloss die Wohnungstür auf, rief »Miez, Miez, komm...« Doch es blieb still. »Oh Gott,« sagte sie entsetzt, »die Katze ist sicher schon verhungert.«

Es blieb ruhig, als sie die Wohnung durchsuchten. Seit dem Tod seiner Frau war Paul Jungeselle, doch die Macht der Gewohnheit war stark: Paul war ein ordentlicher Mensch. Peter kannte die Wohnung nur in aufgeräumtem Zustand, ausgestattet mit Möbeln, wie sie vor drei Jahrzehnten einmal modern gewesen sein mochten, und

angefüllt mit all den Erinnerungen, die sich in einem 30jährigen Eheleben ansammeln.

Jetzt kannte er die Wohnung nicht wieder. Das Wohnzimmer sah aus, als habe ein Orkan darin gewütet, Bücher, Blumen, Porzellanfiguren – alles, was zuvor auf einem der vielen Regale gestanden hatte, war entweder umgeworfen oder zu Boden gerissen worden. Zwei Schubladen an einem Wandschrank standen offen, die anderen Schubladen und Türen waren zu. Im Schlafzimmer sah es noch schlimmer aus: Hier waren alle Türen des Wandschranks geöffnet und der größte Teil der Wäsche im Zimmer verstreut. Nur die Küche war in ordentlichem Zustand. Auf dem Küchentisch lag die Katze und sah die Beiden verschlafen an – hungrig schien sie nicht zu sein. Warum das so war, fanden Peter und Susi schnell heraus: Die Schüssel mit Katzenfutter war gut gefüllt. Das Futter war keineswegs gammelig: Wenn die Katze nicht herausgefunden hatte, wie man eine Dose öffnet, dann war sie gefüttert worden. Vor ganz kurzer Zeit.

»Verstehst Du das?« fragte Susi.

Peter schüttelte den Kopf. »Wenn ein Einbrecher hier war, dann war das ein tierliebender Langfinger.« Er holte sein Handy raus und sagte: »Ich ruf Paul an.« Während er noch darauf wartete, dass die Verbindung hergestellt wurde, klingelte Pauls Telefon.

»Geh Du ran,« sagte er zu Susi, »aber fass den Hörer mit einem Tuch an. Vielleicht gibt es Fingerabdrücke.«

Susi sah sich nach einem Tuch um, und weil sie auf die Schnelle nichts fand, zog sie ihr T-Shirt aus der Hose. Mit dem unteren Zipfel in der Hand griff sie nach dem Hörer, hielt ihn hoch und sagte »Hallo«.

»So ein Mist,« antwortete ihr Peters Stimme über das Telefon, »Paul hat die Anrufweiterleitung eingeschaltet.«

Susi legte wieder auf, Peter klappte sein Handy zu, schob es in die Tasche und sagte: »Ich fahr schnell rüber in die Klinik und sag Paul, was hier los ist. Du kannst inzwischen die Nummer der Tätowierung im Ohr der Katze an Deinen Bruder durchgeben, vielleicht ist es das gesuchte Passwort. Aber fass nichts an – ich weiß nicht, ob wir hier aufräumen oder die Spurensicherung rufen müssen.«

In zwei Minuten hatte Peter die kurze Strecke zum Krankenhaus zurückgelegt, weitere zwei Minuten brauchte er, um zu Pauls Zimmer zu sprinten, dann suchte er fünf Minuten nach einem Arzt: Paul war nicht in seinem Zimmer, er war nicht einmal im Krankenhaus, so wie es aussah, war er am Abend zuvor einfach ausgebüchst, ohne sich abzumelden.

Im Laufschrift lief Peter zurück zum Wagen, fuhr so schnell es ging zurück zu Pauls Wohnung, rannte hoch in die Wohnung – und traf auf Susi, die im Wohnzimmer stand und Ordnung schuf.

»Was machst Du da?« rief Peter entsetzt. »Du vernichtest Spuren!«

»Ich vernichte keine Spuren,« sagte Susi, »ich räume auf.«

»Paul ist verschwunden,« sagte Peter, noch immer atemlos. »Entweder er ist selbst aus dem Krankenhaus abgehauen oder er steckt gewaltig in der Scheiße – vielleicht hat ihn der Verfassungsschutz geschnappt. Wegen Renate Neumann.«

Susi ließ sich nicht im Geringsten stören, sondern hob weiter die heruntergefallenen Gegenstände auf.

Peter sah sie fassungslos an.

»Erzähl weiter,« bat sie, »das klingt spannend.«

Peter stand da und sah Susi ungläubig an.

Sie lächelte ihn an, winkte mit dem Finger und sagte: »Komm!« Sie führte ihn ins Schlafzimmer. Dort saß die Katze vor einer geöffneten Schranktür und zerterte ein Kleidungsstück nach dem anderen heraus.

»Da hast Du Deinen Einbrecher,« sagte Susi. »Die Katze war hungrig, außerdem war ihr langweilig.« Und sie fügte erklärend hinzu: »Mir kam es gleich seltsam vor, dass im Wohnzimmer nur zwei Schubladen geöffnet waren. Und ein Einbrecher, der die Katze füttert – das glaub ich einfach nicht.«

»Aha, Frau Superschlau,« sagte Peter, »was hast Du dann für eine Erklärung?«

»Für das Chaos hier?« fragte Susi. »Das war die Katze. Für das Futter in der Küche? Da hatte ich noch keine Erklärung. Jetzt hab ich eine. Paul war hier. Hat die Katze gefüttert.« Sie sah Peter ernst und gleichzeitig traurig an. »Und dann ist er geflüchtet. Ein Mörder auf der Flucht. Scheiße.«

Sie lehnte sich an Peters Brust und weinte. »Das... das... das hätte ich ihm nicht zutraut.«

Peter wusste nicht, was er sagen sollte. Paul war sein großes Vorbild, sein Lehrer, ein väterlicher Freund. Er hätte ihm blind sein Leben anvertraut. Aber Paul wäre nicht der erste Polizist, der im Dienst der Gerechtigkeit die Seiten gewechselt hätte. Niemand konnte in einen Menschen hineinsehen. Schon gar nicht in diesem Bereich, in der ständigen Grauzone zwischen gut und böse. Aber ein Mord? Das überstieg Peters Vorstellungsvermögen.

Doch was für einen Grund mochte es dann geben, dass Paul verschwunden war? War das Chaos in der Wohnung wirklich das Werk der Katze? Wenn ja, wenn Paul gestern Abend hierhergekommen war und die Katze gefüttert hatte, dann hatte er doch dieses Chaos gesehen. Warum hatte er dann nicht aufgeräumt?

Andererseits hatte Susi wohl recht: Kein Einbrecher hätte nur Nippes zu Boden geworfen und dann die Katze gefüttert, und wäre Paul dem BND in die Finger gefallen, wären die nicht mit ihm hierherpaziert, hätten ihm erlaubt, die Katze zu füttern, um ihn dann zu verschleppen. Es sei denn...

»Wenn Paul mit dem BND unter einer Decke steckt?« fragte er aufgeregt. »Ich meine: Paul könnte auf Renate Neumann angesetzt gewesen sein? Oder bei einer Ermittlung auf Renate gestoßen sein.«

Susi schniefte. Und versuchte, Peters Gedanken zu folgen. »Dann... dann hätte er Renate schon vor dem Abend gekannt, an dem sie ermordet wurde, und hätte Dich die ganze Zeit angelogen.«

»Dich auch,« entgegnete Peter.

»Ach das,« sagte Susi. »Du bist wichtiger.«

Die beiden setzten sich auf die Couch – zwei, die sich in einem Sturm gefunden hatten, und sich nun fragten, ob bei diesem Sturm der Kapitän über Bord gegangen war.

»Hast Du Wolfgang schon angerufen wegen des Passworts,« wollte Peter wissen.

Susi nickte. »Fehlanzeige. Er hat es gleich ausprobiert, aber er kommt nicht rein.«

»Wäre ja auch zu einfach gewesen,« murmelte Peter. »Was machen wir jetzt?«

»Weiter aufräumen?« schlug Susi vor. »Und dabei die Augen aufhalten, ob wir etwas finden.«

So schlecht sich Peter auch fühlte, die privaten Dinge seines Freundes und Kollegen durchzusehen, so professionell ging er dabei zu Werke. Anfangs sah ihm Susi zu, weil sie hoffte, noch etwas dabei zu lernen, doch dann merkte sie, dass sie selbst auch nicht schlechter darin war, Pauls Sachen unter die Lupe zu nehmen. So verging Stunde um Stunde.

Dann fand Paul ein Bild. Eigentlich nichts Besonderes – ein junges Paar, das sich verliebt in die Augen sieht. Gerahmt, doch eine Ecke des Bildes fehlte. Die mit der Widmung. »Für P« war noch zu lesen, der Rest fehlte. Diese fehlende Ecke weckte Peters Aufmerksamkeit, er sah sich das Bild genauer an: Kein Zweifel, das war Renate Neumann. Wenn auch noch einige Jahre jünger. Nur den jungen Mann kannte er nicht. Ein Hippie, den langen Haaren nach zu urteilen.

»Schau mal,« sagte er, »was ich hier gefunden habe. Sieht so aus, als gäbe es doch eine Verbindung zwischen Paul und Renate.« Er zeigte Susi das Bild. Und wurde von ihrer Reaktion vollkommen überrascht: Susi stieß einen Schrei aus und sank ohnmächtig zu Boden.



Todo:

Diesmal nur eine weitere Szene, aber eine, die es in sich hat:

- Paul ist verschwunden, warum?
- Was ist in seiner Wohnung geschehen? Doch mehr, als Susi und Peter vermuten?
- Wo könnte das Passwort sein? Denn die Tätowierung in den Ohren der Katze scheint es nicht zu sein.
- Vor allem aber: Wer oder was ist auf dem Foto zu sehen, das Peter gefunden hat, das Susi so erschreckt?

Ich bin gespannt auf Eure Vorschläge. Meine Vorgaben für die nächsten Passagen sähen so aus: Peter und Susi nutzen das Wochenende, um nochmal in und vor allem um die Wohnung von Renate Neumann herum zu recherchieren. Wenn Paul verschwunden bleibt – so zumindest mein Ansatz – wird die Suche nach Oststurmflack dringlich. Weshalb Peter mit Susi – endlich! – nach Gütersloh fährt.

Viel Spaß beim Tüfteln...